BAND IV.

Gesammelte Jugend- und Volksschriften
von
EMMY GIEHRL
(TANTE EMMY).

WEIHNACHTSGRÜSSE.



Straubing
Volks- und Jugendschriften-Verlag
Otto Manz.

Gesammelte
Jugend- und Volksschriften

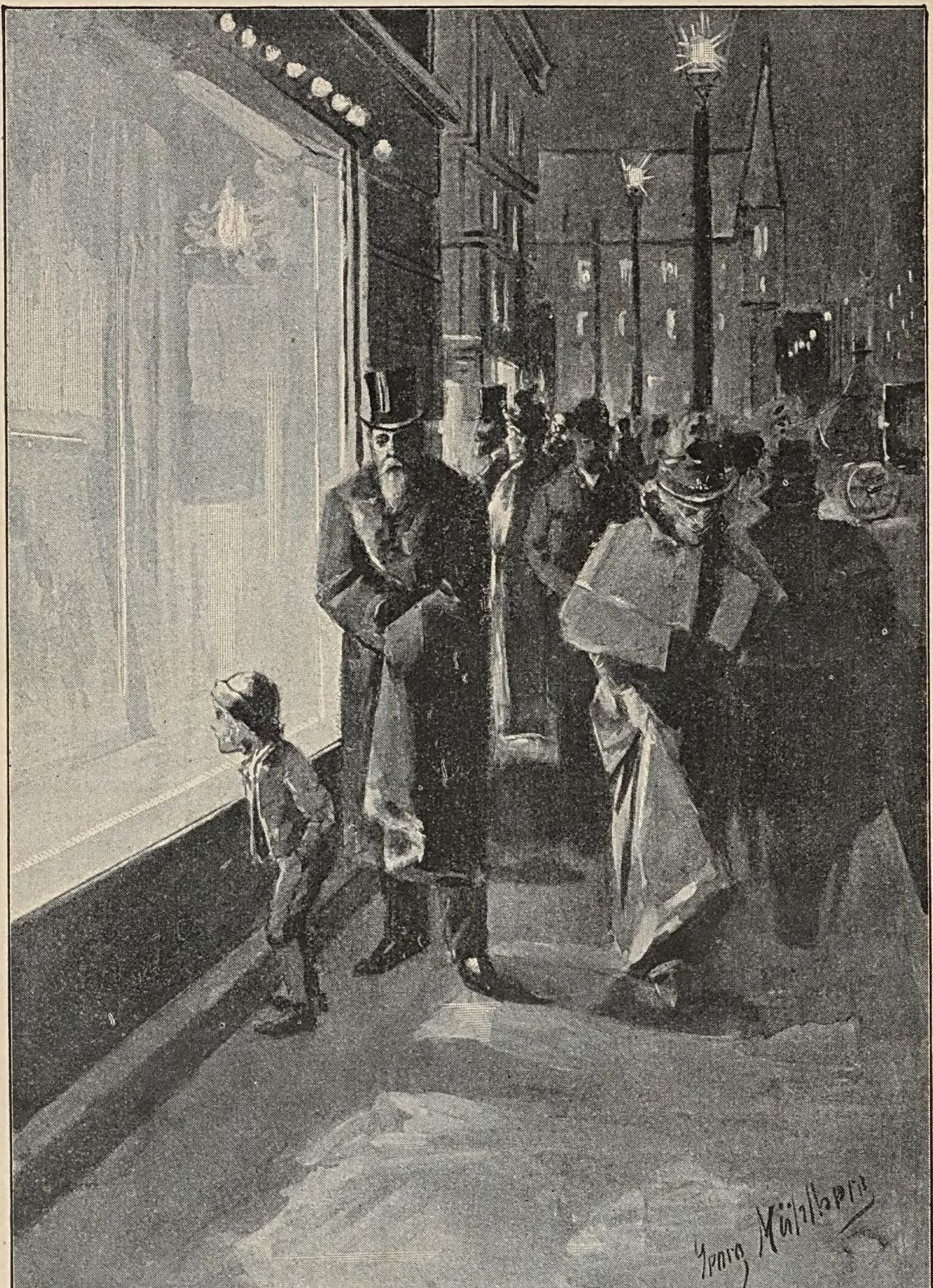
von

Emmy Giehrl
(Tante Emmy)

IV. Band

Weihnachtsgrüße.

Straubing
Volks- und Jugendschriften-Verlag
Otto Manz



Lasset die Kleinen zu mir kommen.

Seite 89.

Weihnachtsgrüße

Erzählungen

von

Emmy Giehrl

(Tante Emmy)

Inhalt:

Der Lohn der edlen That — Marienkinder — Lasset die Kleinen zu mir kommen — Goldlöckchen

Straubing

Volks- und Jugendschriften-Verlag

Otto Manz

1897

Der Lohn der edlen That.

In einer Hauptstraße von Paris war eines Tages eine große Menschenmenge zusammengelaufen.

Ein schlichter Mann, in der Bluse der Arbeiter, hielt nämlich einen Knaben von etwa zehn Jahren in seinen Armen. Die mit schwarzen Brauen beschatteten Augen des Kindes waren geschlossen, das gelockte Haar fiel über die zarte, blau geäderte Stirne herab; der ganze Ausdruck des bleichen Gesichtes war ungemein leidend und kummervoll.

Ein kleiner Affe in vergilbter Soldatenjacke sprang unaufhörlich an dem ohnmächtigen Knaben auf und nieder und versuchte offenbar durch seine Liebkosungen seinen jungen Freund wieder ins Leben zu rufen. —

„Seht nur, wie ihn das Äffchen liebt!" sagte einer der Umstehenden.

„Glaub's wohl," meinte ein anderer, „die beiden sind aber auch unzertrennlich von früh bis abends. Ich habe es erst gestern wieder bemerkt, als sie auf dem Ecksteine ihr trockenes Brot zusammen aßen, wie das so rührend war und wie der Affe immer die größte Portion bekam. Ich glaube, der arme Bursche hätte eher gehungert, als das possierliche Tier darben lassen."

„Armes, beklagenswertes Kind," sprach eine mitleidige Frau,

„so zart und klein, und schon so ganz allein in der Fremde! Ich glaube wahrhaftig, daß es aus Hunger ohnmächtig geworden ist.“

„Platz da!“ — rief jetzt eine tiefe, männliche Stimme, und lautlos wich die Menge zurück, um einem vornehmen Herrn, dem ein in reicher Livree gekleideter Diener voranging, Raum zu geben.

Graf Labelle war soeben mit seiner jungen Gemahlin von einer Spazierfahrt aus dem Boulogner Wäldchen zurückgekehrt, als er eine außergewöhnliche Bewegung in der Straße wahrnahm. Da er ein unglückliches Ereignis vermutete, hatte er sofort anzuhalten befohlen und war ausgestiegen, um sich persönlich nach dem Vorfalle zu erkundigen. — Mit dem geübten Blicke des Menschenfreundes erkannte er augenblicklich die Sachlage, beschenkte den Blusenmann und ließ das ohnmächtige Kind nach seinem Wagen tragen.

„Erschrick nicht, meine Liebe,“ sagte er, als er das erstaunte Gesicht der Gräfin bemerkte, „wir sind so ganz nahe an unserer Wohnung, und ich durfte den armen Kleinen hier, der halbtot vor Elend scheint, doch nicht hilflos der neugierigen Menge überlassen. Bitte, gieb ein wenig Raum!“ und sachte hob er den noch immer leblosen Findling in die elegante Kalesche, während das Äffchen grinsend an seine Seite sprang. Die Umstehenden aber verwunderten sich höchlichst darüber, daß ein so großer Herr es nicht unter seiner Würde fand, sich eines unbedeutenden Knaben zu erbarmen, der Tag für Tag in der großen Weltstadt umherirrte, einzig auf die Kunststücke seines abgerichteten Äffchens und das Erbarmen der Erwachsenen angewiesen.

Nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor einem Palast im Stadtviertel Saint-Germain. Der Graf befahl, den ohnmächtigen Knaben die Treppe hinauf in sein Zimmer zu tragen und starken Wein herbeizubringen. — Er selbst flößte ihm hierauf vorsichtig einige Tropfen davon ein, während seine Gemahlin die

kalten Hände rieb und die Schläfe mit stark riechender Flüssigkeit befeuchtete. Endlich holte der Ohnmächtige tiefen Atem und sah mit den großen, dunklen Augen verwundert um sich.

War er gestorben und erwachte nun plötzlich zu neuem Leben? Waren diese herrlichen Räume, diese nie gesehene Pracht der Himmel? Und was wollte nur der schöne, blonde Herr, was die freundliche Dame, die sich gerade jetzt wieder zu ihm herabneigte und aussah wie ein Engel?

„Geht Dir's besser, mein Kind?" frug ihn Graf Labelle voll Herzlichkeit und nötigte ihn abermals, ein wenig von dem stärkenden Weine zu trinken.

Der Knabe antwortete nicht, es mußte ihm plötzlich etwas in den Sinn gekommen sein, was ihm überaus wichtig war, und was er offenbar zu suchen schien. Aber bald verklärte ein leises Lächeln seine hübschen Züge; denn er gewahrte das Äffchen, das bisher ruhig in der Ecke des Sophas gekauert saß, nun aber, da er es zu sich gelockt hatte, mit allen Gebärden höchster Freude auf ihn zusprang und laut fletschend sein Entzücken bekundete.

„Er hat Dich nicht verlassen, Dein treuer Gefährte," sagte der Graf, „Ihr seid wohl unzertrennlich?"

„Ach ja, mein gnädiger Herr," versetzte der Knabe, denn es war ihm allmählich klar geworden, daß er sich hier in dem Hause vornehmer Leute befand; „Lullu und ich sind die besten Freunde von der Welt; was thäte ich ohne ihn?"

„Bist Du denn ganz allein hier in Paris?"

„Ja, gnädiger Herr! — aber erst seit wenigen Tagen; man hat mir meinen Bruder begraben, mit dem ich hierher kam" — und zwei große Thränen füllten die Augen des Kindes.

„Armer Junge!" tröstete ihn die Gräfin, „und hast Du keine Mutter mehr?"

„Ja doch, gnädige Frau! — aber sie ist weit, weit von hier!

Wir leben in Chamouny; ich habe noch drei kleine Geschwister, und als der Vater gestorben war, nahmen Felice und ich Abschied von der Heimat, um unser Brot hier in Paris zu suchen. Die Mutter hat genug an den drei Kleinen. Felice hat so schön gesungen, und solange er bei mir war, haben wir niemals Not gelitten. Er war so gut, mein lieber Bruder, er sorgte für mich, ja er gab mir sogar seine Jacke, wenn ich fror — jetzt bin ich ganz allein, seit ihn die böse Krankheit weggerafft hat."

„Und wie kam das so schnell?"

„Ach, mein Herr, ich konnte es gar nicht fassen! Als ich eines Morgens wach wurde, lag Felice neben mir und sah mich mit glänzenden Augen ganz fremd an, als wüßte er nicht, wer ich sei; auch redete er vorworrenes Zeug, das ich nicht verstand, glaubte sich wieder bei der Mutter und nahm wiederholt in den rührendsten Worten Abschied von ihr, als wären wir auf dem Wege nach Paris. Dann wieder zankte er mit Lullu, daß er seine Lektion nicht gut könnte, und abwechselnd schüttelte ihn das Fieber, so daß ich laut weinend zu unserm Nachbar lief, der seinen Laden ganz in der Nähe hatte. ‚Felice ist schwer krank, mein Junge,' sagte dieser, nachdem er mit mir gegangen war und den Kranken beobachtet hatte, ‚er muß ins Spital!'

„Und so geschah es auch; Männer kamen und trugen ihn fort, und ich lief weinend nebenher, meinen Lullu auf den Armen. Als ich aber unweit von mir eine Stimme sagen hörte: ‚Der kommt auch nimmer heraus, den hat das schlimmste Fieber gepackt!' da wollte mir das Herz brechen vor Angst und Schmerz.

„Andern Tages durfte ich ins Spital kommen, Felice zu besuchen; aber er raste noch schlimmer als gestern, erkannte mich nicht und schlug heftig um sich.

„Zwei Tage später war er tot.

„Ich hatte kein Reisegeld und bin wohl auch zu klein, um

allein nach Chamouny zurückzukehren; so mußte ich eben dort bleiben, wo ich war. Nach der Beerdigung meines Bruders betete ich zu ihm, wenn er jetzt beim lieben Gott im Himmel sei, möge er für mich flehen, daß ich auch zu ihm kommen dürfe. Ich wäre am allerliebsten auf seinem Grabeshügel liegen geblieben und gestorben. Ach, ich fürchtete mich so ganz allein unter den vielen, fremden Menschen in der großen Stadt, und mehr noch als alles fürchtete ich die Polizei.

„Wenn mein Lullu nicht gewesen wäre, ich weiß nicht, was ich hätte thun sollen, gnädiger Herr! So fuhr ich fort, ihn seine Kunststücke machen zu lassen; mein armer Felice fehlte mir aber überall mit seinen wunderschönen Liedern, die er so rührend sang, und der Verdienst ward kärglich. Seit vorgestern habe ich nur noch ein klein Stückchen trocken Brot gegessen.“ —

Diese ganze lange Geschichte kam nur unter lautem Schluchzen und nach vielen Unterbrechungen zu Tage; und auch jetzt wieder drang die Erinnerung an alles so kurz erst überstandene Elend gewaltsam auf den armen Kleinen ein, so daß er die Hände vors Gesicht schlug und, während ein Frösteln seinen ganzen Körper durchschauerte, bitterlich weinte.

Mit gütigen Worten versuchte die Gräfin seinen Mut wieder aufzurichten; sie liebkoste ihn wie eine zärtliche Mutter, sie redete ihm vom lieben Gott, der ja gewiß keines seiner Kinder, also auch ihn nicht verlassen werde; dann ließ sie eine kleine Mahlzeit auftragen und freute sich, wie trefflich ihm alles mundete. Auch Lullu wurde nicht vergessen und mit etlichen Äpfeln und Biskuits beschenkt, die er überglücklich unter beständigem Grinsen verzehrte.

Nach beendigter Mahlzeit kämpfte Cäsaro, so hieß der kleine Savoyarde, überaus mühsam mit Schlaf und Ermüdung, und fielen ihm, trotzdem er alles aufbot, sich wach zu erhalten, dennoch unwillkürlich die Augen zu. Ehe er sich's versah, war er in einen

tiefen, gesunden Schlummer gesunken, aus dem er erst etliche Stunden später gestärkt und erquickt wieder erwachte.

Inzwischen beratschlagten der Graf und seine Gemahlin über die Art und Weise, die am besten geeignet wäre, dem verwaisten Knaben ergiebig zu helfen, und beschlossen nach gründlicher Überlegung und Erwägung aller Umstände, daß man jetzt nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern alles thun müsse für den Jungen, der hilflos auf der Straße aufgefunden worden und dessen Lebensgeschichte so rührend einfach war. Der dunkeläugige Junge war ihnen rasch ans Herz gewachsen.

Cäsaro sollte bei einem Kaminfeger in die Lehre gebracht werden, weil ja die meisten Savoyarden in Paris dieser Beschäftigung obliegen. Auch für seine weitere Verpflegung wollte der Graf in großmütigster Weise Sorge tragen.

Der hübsche Knabe aber, der mit einem tiefen Gemüte eine ungewöhnliche äußere Anmut verband, hatte bald das Mitleid, womit die gräfliche Herrschaft sich seiner angenommen, in herzliche Zuneigung zu verwandeln verstanden und ihren hochherzigen Bestrebungen alle Ehre gemacht. Graf und Gräfin waren große Kinderfreunde und fanden inniges Wohlgefallen an dem lieblichen Savoyarden. So viel sie es vermochten, ersetzten sie ihm Eltern und Heimat.

Cäsaro erhielt die Erlaubnis, von Zeit zu Zeit im Palais Labelle Besuch zu machen. Mit der Ehre, die ihm hiermit zu teil wurde, verband er das andere, sehr wesentliche Vergnügen, seinen kleinen lieben Lullu wiederzusehen, der nicht minder wie sein junger Herr in der Gräfin eine gütige Gebieterin gefunden und ebenso lustige als bequeme Tage hatte. Er brauchte sich nicht mehr bei Wind und Wetter dem Volke zu zeigen, noch auf der Straße seine Kunststücke zu machen, er teilte nimmer ein kärgliches,

trockenes Brot mit seinem jungen Herrn, sondern saß jetzt auf weichen Kissen, kaute Äpfel und Biskuits.

Sonntags besuchte Cäsaro die Schule. Eines Tages brachte er mit strahlenden Augen seiner hohen Gönnerin seinen ersten selbst geschriebenen Brief, welchen sie an seine Mutter zu bestellen ihm versprochen hatte.

„Meine liebe Mutter!“ schrieb er in großen, mächtig langen Buchstaben; „ich habe Dir sehr viel zu erzählen, seitdem ich von Euch fortgegangen bin.

„Unser lieber Felice ist im Spital am Fieber gestorben und nun gewiß ein schöner Engel im Himmel. — Ich habe viel um ihn geweint, und weil ich noch zu klein war, um genug Geld zu verdienen, wäre ich beinahe verhungert.

„Einmal bin ich ohnmächtig geworden; das war aber mein Glück, denn es fand mich ein gütiger Herr, der mich in sein Haus fuhr und jetzt ganz für mich sorgt. Ich brauche nimmer mit meinem Lullu von Straße zu Straße zu wandern, sondern ich besuche die Sonntagsschule und bin bei einem Kaminkehrer in der Lehre; ich darf manchmal den Herrn Grafen und die Frau Gräfin besuchen. Wenn ich einmal Lohn bekomme, schicke ich ihn Dir. Ich bete oft, daß ich meinen Wohlthätern einmal vergelten kann, was sie für mich thun. — Grüße die kleinen Madelon, Angelo und Pierrot. — Mein Lullu ist gesund. — Lebe wohl, liebe Mutter! Ich bin

Dein dankbarer Sohn Cäsaro.“

Es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, seitdem Cäsaro durch Graf Labelle aufgefunden worden war; er hatte sich seine Lehrzeit wohl zu nutze gemacht und die Zufriedenheit seines Meisters in vollstem Maße erworben. Da wurde einmal in Mitte der Nacht durch den Türmer in Paris ein großer Brand signalisiert.

„Es brennt im Viertel der Vornehmen,“ rief das Volk; „in St. Germain ist Feuer ausgebrochen,“ schrie es durcheinander, und Cäsaro war diese Kunde kaum zum Ohr gedrungen, als er eilends aus dem Bette sprang, rasch seine Arbeitskleider um sich warf und in dem Gedanken, möglicherweise seinem Wohlthäter dienen zu können, geflügelten Schrittes nach der Brandstätte lief.

Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er das Palais Labelle in vollen Flammen sah? Der ganze Dachstuhl brannte bereits, schon hatten die leckenden Flammen die Fenster des oberen Stockwerkes ergriffen. Die rastlose Thätigkeit der Spritzenmannschaften erwies sich fast vergebens, man hatte das Hauptaugenmerk nur noch auf die Rettung der Nebengebäude zu richten, um das rasende Element doch wenigstens auf einen einzigen Punkt zu beschränken und so jeder weiteren Verbreitung Grenzen zu setzen.

Die Herrschaft Labelle war von Paris fort nach einem ihrer Güter gefahren, und die wenigen zurückgebliebenen Dienstboten konnten nur schwer aus ihrem tiefen Schlafe geweckt werden. Erschrocken, an allen Gliedern zitternd, rannten sie hin und her und wußten nicht was sie zuerst retten sollten. Da der Graf nur wenige Tage wegbleiben wollte, hatte er seinen treuen Haushofmeister Lambert unbesorgt seinen sämtlichen Wertbesitz überlassen; jetzt schien der alte Mann sich plötzlich der ganzen Verantwortung bewußt zu werden.

„Um Gotteswillen die Kassette!“ jammerte er händeringend, „sie ist im Wohnzimmer des gnädigen Herrn stehen geblieben, ich muß sie retten, um jeden Preis.“

Sein Ansinnen wurde aber von allen Seiten als ebenso thöricht als unmöglich zurückgewiesen, denn gerade dieses Gemach war zumeist vom Feuer ergriffen und ohne Lebensgefahr nicht zu erreichen. Ein paar kühne Männer wollten zwar unter Anführung des trostlosen alten Bediensteten einen letzten Versuch machen, auf Umwegen zu dem bewußten Zimmer zu gelangen, mußten aber schon nach einigen Minuten, halb erstickt vom Rauche, mit versengten Haupt- und Barthaaren von der Feuerstätte zurückkehren.

Der Haushofmeister wurde halbohnmächtig einigen menschenfreundlichen Frauen übergeben, und der bestürzten Dienerschaft

sowohl als allen umstehenden entschieden bedeutet, daß hier auch der beste Wille nichts vermöchte.

Gleichwohl jammerte der alte Mann in der kläglichsten Weise, daß er seinen gnädigen Herrn, der alles Vertrauen in seine Umsicht gesetzt habe, nun so schmählich im Stiche lassen müsse.

Da drängte sich ein jugendlicher Kaminfeger durch die Menge. Nur mühsam gelang es ihm, den von der Löschmannschaft gezogenen Ring zu durchbrechen, und in fliegender Eile stürzte er nach dem Palais.

„Gebt Raum, macht Platz! ich muß hinein, ich muß meine Wohlthäter retten helfen!“ schrie er athemlos.

„Cäsaro,“ rief eine Stimme aus dem Volke; „der kleine Savoyarde,“ hieß es, „Graf Labelle hat ihm das Leben gerettet; brav Junge, das ist schön von Dir, daß Du jetzt vergelten willst, was Du einst empfangen!“

„Die Herrschaften sind aber nicht hier, sie sind vorgestern erst verreist und werden morgen zurückerwartet,“ erzählte ein anderer, „schöne Überraschung das, wenn sie wieder kommen!“

So schrie man laut durcheinander; dazwischen aber kam immer wieder die klägliche Stimme des alten Dieners: „O ich bin des Todes, was beginn' ich? Ach, die Kassette!“

„Wo ist sie?“ frug Cäsaro hastig.

„Im Wohnzimmer des gnädigen Herrn, in der ersten Schublade seines Schreibtisches, hier — hier ist der Schlüssel!“

Und mit zitternder Hand hielt der Haushofmeister dem Knaben einen kleinen zierlichen Schlüssel entgegen, und von neuem stieg leise Hoffnung in ihm auf, des so teuren Gegenstandes dennoch habhaft zu werden.

„Ich will hinein und sie holen,“ rief Cäsaro.

„Unbesonnener, das ist unmöglich,“ rief einer der Feuerwehrmänner, „der Eingang zu jenem Zimmer brennt; Du kannst

nicht vordringen, die Treppe ist ergriffen, es wurde bereits vergeblich versucht.“

„Gott wird mir helfen,“ erwiderte der Knabe mutig, „ich kenne die Kamine des Hauses genau; gebt nasse Tücher her! Grüßet meine Wohlthäter und meine Mutter, wenn ich nicht wieder komme! Und nun in Gottes Namen!“

Schon war er verschwunden. Gerührt hatte die Menge den hochherzigen Entschluß eines so zarten Knaben vernommen, und da und dort stiegen Bitten leis zum Himmel auf um Cäsaro's Erhaltung. — In fast lautloser Stille erwartete man den Ausgang dieses mutigen Unternehmens; nur die Rufe der Feuerwehr tönten durch die Nacht, und die Dampfspritzen arbeiteten unaufhörlich, bald nach dieser, bald nach jener Richtung ihren gewaltigen Strahl entsendend, der zischend in die Flammen einschlug.

Die Minuten wurden zu bangen Stunden, noch immer kam Cäsaro nicht. — Ein großer, glühender Balken stürzte jetzt samt der halbgeschmolzenen Blechrinne polternd vom Dache herab auf die Erde.

Da plötzlich ein heller Schrei — Cäsaro's Stimme!

Alles sah empor. In einer Fensterbrüstung des bewußten Schloßgemaches, die Kassette fest an sich gedrückt, sah ihn die umstehende Menge. Laut jubelnder Zuruf empfing ihn, aber schon war er wieder verschwunden. Die schlimmste Gefahr war noch zu überwinden; denn nur mit äußerster Anstrengung hatte er die Hintertreppe und von ihr aus das Zimmer des Grafen erreichen können; jetzt war aber durch den bei Öffnen der Thüre veranlaßten Luftzug eine neue Flammensäule entstanden, und es blieb kein anderer Ausweg als der Kamin.

Kein erwachsener Kaminfeger wäre im stande gewesen, diesen zu ersteigen, denn er war überaus schmal und enge. Cäsaro's schmächtige Gestalt aber vermochte es mit Leichtigkeit, und durch

diesen ihm wohlbekannten finsteren Weg geriet er endlich in eine vom Feuer noch nicht ergriffene Abteilung des Palastes, und in kurzer Zeit auf die Straße.

„Hier, — hier, Herr Lambert!“ rief der junge Held, und überreichte dem Überglücklichen die Kassette seines Herrn.

Sie enthielt nicht nur unersetzliche Wertpapiere der Familie den größten Teil des angelegten Vermögens, sondern auch die Familien-Dokumente, die Diamanten der Gräfin und noch andere Schmuckgegenstände von unsagbarem Werte.

„Hoch, Cäsaro! Es lebe der brave Savoyarde! Vivat dem kleinen Kaminfeger von St. Germain!“ so schrie es durcheinander; aber der so beglückwünschte Knabe sah und hörte nur noch wie durch dichten Nebel, was um ihn vorging; er hatte einige tiefe Brandwunden an der Schulter, den Händen und im Gesichte erhalten, obwohl er jede Vorsicht gebraucht hatte; und das Vordringen durch erstickenden Qualm war keine kleine Arbeit gewesen! — Jetzt in freier Luft erfaßte ihn ein heftiger Schwindel, der Boden wankte unter seinen Füßen — Cäsaro verlor das Bewußtsein und sank in die Arme eines ihm zunächst stehenden Mannes.

Als er erwachte, drangen wohlbekannte Stimmen an sein Ohr; der Graf Labelle selbst, der, von dem Brande sofort benachrichtigt, noch in der nämlichen Nacht nach Paris geeilt war, beugte sich über ihn nieder und drückte ihm in der zärtlichsten väterlichsten Weise seine Dankbarkeit aus für das, was er gethan.

„Du hast viel, viel mehr für mich gethan, mein Kind,“ sagte er zu dem Knaben und strich ihm das feuchte Haar aus der verbundenen Stirne, „als ich Dir je erwiesen habe; ohne Dich wären wir arm geworden.“

Entzückt vernahm Cäsaro diese Rede. Mit einem gewissen Stolze trug er von nun an seine Brandwunden, die Folgen jener entsetzlichen Stunde.

Graf Labelle widmete ihm selbstverständlich die größte Sorgfalt, und von Tag zu Tag wuchs seine Anhänglichkeit und Liebe für den teuren Schützling. — Als derselbe endlich ganz hergestellt war, ließ er ihn nicht wieder von sich, sondern machte den bisherigen Kaminfegerjungen zu seinem Portier und übergab ihm nach Herrn Lamberts Tode dessen Vertrauensposten als Haushofmeister des gräflichen Palastes.

Marienkinder.

Erster Teil.

I.

Im großen Klostergarten des Städtchens A. war an einem Sonntag Nachmittag lebhafte Bewegung bemerkbar. Es war ein wundervolles Frühlingswetter, man hatte die Maiandacht im Freien abgehalten und die kleine Mariengrotte in Mitte des Gartens zu diesem Zwecke mit Blumen und Kränzen reich geschmückt. Gar lieblich mischten sich die wohlgeschulten Sopranstimmen der Zöglinge mit dem weichen Alt der Klosterfrauen, und mancher Vorübergehende blieb überrascht stehen, dem ergreifenden Vortrage der Marienlieder zu lauschen, die hinausdrangen durch Hecken und Gebüsche bis an die Landstraße.

Nichts ist mehr imstande, die Erinnerung an die entschwundenen Zeiten unserer Kindheit wieder wach zu rufen, als ein schlichtes, einfaches Lied in freier Natur; unwillkürlich reiht sich Gedanke an Gedanke und die entflohenen Tage ziehen wie bilderreiche Träume an unserer Seele vorüber. Schon längst hatten sich die Andächtigen nach allen Richtungen zerstreut, die jüngeren Zöglinge ihre Spiele aufgesucht, während die großen Kinder lesend und plaudernd auf- und abschritten. Die Schwester Sakristanin hatte die Lichter am Maialtare ausgelöscht und trug jetzt die beim

Gottesdienste gebrauchten Gewänder nach dem Hause zurück; zwei andere Klosterfrauen machten mit dem Pfarrer einen kurzen Gang durch den Garten, ehe sie ihn nach der Ausgangspforte geleiteten. Der freundliche, alte Herr hatte heute ganz besonders innig zu seinen Zuhörern gesprochen von der unendlichen Liebe der Mutter Gottes, von ihrer Erbarmung für die Sünder, und wie sie weder raste noch ruhe, wenn eines ihrer Kinder in Gefahr geriete, verloren zu gehen; wie sie sich rastlos mühe, um es zurückzuführen an ihr Herz, in ihre Arme. Er schilderte die Teilnahme Mariens an dem großen Erlösungswerke ihres eingebornen Sohnes, und welchen Riesenanteil sie hierbei auf sich genommen, mit welcher Liebe sie Leid und Schmerz ertragen hatte, um das vom Fluche der Erbschuld getroffene Menschengeschlecht zu erretten. Immer wärmer, immer flehender klang seine Stimme und wurde wahrhaft herzergreifend, als er ausrief: „Ihr besonders, jungfräuliche Seelen, die Ihr Euch ihre Kinder, Marienkinder, nennt, die Ihr mit Vorliebe ihre Farbe tragt und gleichsam den Hofstaat der unbefleckten Gottesmutter bildet, liebt sie, diese Euere Königin und Mutter, die beste zärtlichste Gebieterin, beweist ihr Euere Liebe, indem Ihr ihre Tugenden nachahmt und durch einen reinen, demütigen Wandel ihre Zufriedenheit verdient! Und müßte es geschehen," fuhr der greise Prediger mit tiefbewegter Stimme fort, „müßte es dennoch kommen, daß Eine der hier Versammelten, ja, soll ich das Betrübende denken, daß sogar Eines ihrer Marienkinder in die Irre geriete oder den Weg der Sünde wandelte, — ich bin's gewiß, die gute Mutter würde nun und nimmer ihr Kind verloren geben, mit der süßen Stimme ihrer Liebe würde sie zu dem bethörtem Herzen sprechen und der verirrten Tochter durch alle Schattenwege der Sünde folgen, bis sie glücklich zurückgekehrt wäre vom Pfade des Verderbens! Das ist ja eben die geheimnisvolle Allmacht ihrer Liebe, welche die Seelen erobert, und ihr

wollen wir denn auch vertrauen, sie wollen wir anrufen, daß sie mit uns sei und bleibe für unser ganzes Leben und in der Stunde des Todes. „Gnadenmutter Maria, Zuflucht der Sünder!“ schloß der fromme Priester seine Rede, „laß, o nur diese eine Bitte gewähre mir, laß keine von den hier versammelten Seelen verloren gehen, nimm sie alle unter Deinen Schutz und Schirm!“

Bis zum Schlusse der Predigt hatte lautlose Stille geherrscht und schienen namentlich die erwachsenen Zuhörer von mächtiger Rührung ergriffen: viele Augen schwammen in Thränen; aber auch die Kinder schienen etwas von der Begeisterung des Religionslehrers mit zu empfinden, und faßten mit aufrichtigem Willen die besten Vorsätze, ihre himmlische Mutter nach Kräften zu lieben.

Auf seinem Gange durch den Garten begegnete der Pfarrer zwei jungen Mädchen von etwa 14—16 Jahren, die Arm in Arm daherschreitend in so angelegentlicher Unterhaltung begriffen schienen, daß sie den hochwürdigen Herrn erst dann bemerkten, als sie ihm dicht gegenüber stunden. Mit ehrerbietiger Verbeugung wichen sie einige Schritte zurück, um ihn vorüber zu lassen; er blieb aber stehen und sagte, indem er seine Hand auf den blonden Scheitel des jüngeren Mädchens legte: „Ei, seht doch die zwei Unzertrennlichen, wie gefällt Ihr Euch denn unter dem süßen Joche der heiligen Jungfrau?“

Das blonde Mädchen sah mit ihren großen himmelblauen Augen freundlich zu ihrem Religionslehrer auf und erwiderte, indem ein leuchtendes Rot ihr zartes Gesichtchen überzog: „O ganz gut Euer Hochwürden. Marianne und ich sind sehr glücklich, daß wir beide am nämlichen Tage Marienkinder geworden sind, und zum Hofstaate der lieben Gottesmutter gehören.“

„Schön, schön,“ sagte der Geistliche, „es ist auch in der That eine Ehre, deren Ihr Euch mehr und mehr würdig machen müßt, was meint Marianne?“

„O wir haben die besten Vorsätze, Hochwürden, Emma und ich," rief die Begleiterin der jungen Blondine, während ein lebhaftes Feuer aus ihren dunklen Augen sprühte und die mattgelbe Blässe ihrer Wangen sich in warme Glut färbte.

„Wir loben uns diese guten Vorsätze, mein Kind," nahm Mutter Benigna, die Vorsteherin des Instituts, das Wort. „Aber sie müssen auch ausgeübt werden, sollen sie nützen. Sie dürfen kein Strohfeuer sein, das im Momente grell in die Höhe flackert und eben so schnell wieder in Asche zerfällt; nicht wahr, hochwürdiger Herr?"

„Gewiß, gewiß nicht, ehrwürdigste Mutter," nickte der Gefragte, „nur wer aushart bis ans Ende, der wird gekrönt werden, so steht es im heiligen Buche; und was gälte denn auch in der That der beste Vorsatz, wenn er bald wieder vergessen oder nicht erfüllt würde? Von diesen beiden lieben Kindern hier soll ich doch so etwas nicht denken."

Marianne senkte die Augen zu Boden und schwieg. Eine kaum bemerkbare Ungeduld beschattete ihre Stirne, denn sie fühlte sich von der Bemerkung ihrer geistlichen Mutter betroffen und ärgerte sich, daß man nicht so ganz gut von ihr dachte. Emma aber ergriff ihre Hand, drückte sie sanft und sagte in warmer, bescheidener Verteidigung ihrer Freundin:

„Mutter Benigna soll sehen, daß es uns Ernst war mit dem gegebenen Versprechen, nicht wahr, Mariannchen?"

„Ja, Du bist ein gutes braves Kind, kleine Emma," lächelte die Vorsteherin, „und ich darf wohl behaupten, daß ich Deine Freundschaft für ein wirkliches Glück für unsere heißblütige Marianne erachte; bleib ihr nur immer treu zur Seite und hilf ihr das Gute nicht nur zu wollen, sondern auch zu vollbringen."

Mit diesen Worten wurden die Kinder verabschiedet; der Pfarrer aber verließ, von den beiden ehrwürdigen Frauen bis

zum Ausgange begleitet, den Institutsgarten, und kehrte wieder nach seinem Pfarrhause zurück.

II.

Die zwei Freundinnen verfolgten Arm in Arm langsam ihren Weg. Keine sprach ein Wort, nur an der hastigen Bewegung, womit Marianne da und dort ein Blatt vom Strauche abriß und es zerknittert wieder beiseite warf, ließ sich wahrnehmen, daß es in ihr noch ziemlich stürmisch und bewegt zugehen müsse.

„Bist Du verstimmt, Marianne?“

„Und wenn auch, wen kümmert es!“

„Liebe Marianne!“ die Stimme klang bittend und weich.

„Es kann jedem gleich sein, ob ich verstimmt bin oder nicht!“

„O, mir nicht, Liebe, mich kümmert es recht sehr, meinst Du denn, es wäre mir gleichgültig, ob Du fröhlich, oder traurig bist?“

„Nun wohl, dann schulmeistere Du auch an mir, lehre mich beharrlich bleiben, und das hohe Glück Deiner Freundschaft erkennen!“

Emma's Augen füllten sich mit Thränen. „Annchen, Du bist eifersüchtig, es hat Dich geärgert, was Mutter Benigna sagte, und doch ist alles wahr, Du beweisest es ja in eben dieser Minute, wie schnell die besten Vorsätze verfliegen, wir können nicht genug über uns wachen und demütig sein.“

Beschämt mußte Marianne ihrer Freundin beistimmen; sie war ja über ein paar unbedeutende Worte bitter und ärgerlich geworden. Wo waren jetzt die guten Vorsätze, die hochfliegenden Versprechungen wieder hingekommen, die sie der lieben Gottesmutter gemacht hatte? Es war eben gar zu schwer, sich getadelt,

sich anderen nachgesetzt zu wissen. Ihr ganzer Stolz bäumte sich dagegen.

„Demütig," schluchzte sie, „wer nur demütig wäre! Ich habe eben keine solche Lammsnatur, wie Du, ich kann mich nicht von jedermann treten lassen, ich habe heißes Blut in meinen Adern und wehre mich, wenn man mich angreift."

„Je schwerer der Kampf, desto verdienstlicher die Krone," entgegnete Emma wehmütig, „sei doch wieder meine große, hochherzige Marianne, der Stern unserer Klasse, laß doch den finstern Geist keine Gewalt über Dich haben! Sieh hier das Bild unserer lieben Mutter," und sie drückte die silberne Medaille der unbefleckten Jungfrau, die sie beide an einem blauseidenen Bande um den Hals trugen, gegen Marianne's Lippen, sei eingedenk, was wir ihr versprochen haben, ihre reinen, demütigen Kinder zu sein und zu bleiben bis zum Ende unseres Lebens." Marianne war keineswegs eine bösartige Natur, sie ließ nur gerne ihrer Leidenschaft die Zügel schießen und wußte dann in ihrem Zorne nicht mehr, was sie sagte. Emma's Sanftmut übte einen förmlichen Zauber auf ihr Gemüt aus und sie hatte sie deshalb vor allen anderen Zöglingen des Instituts zu ihrer Freundin erwählt. Jetzt lag sie weinend an Emma's Brust. „O, wie war ich wieder so häßlich, so ungeberdig," klagte sie, wann wird das endlich einmal besser gehen?"

„Es wird, sobald Du ernstlich willst und jede Aufwallung gleich im Keime zu ersticken suchst. Verzage nur nicht, Liebe, klammere Dich nur recht kindlich an das Herz Maria's, und Du wirst sehen, es geht gewiß."

„Hilf Du mir, Emma, ich bitte Dich."

„O, wie gerne, das ist ja echte Freundschaft, wenn wir einander veredeln und besser machen."

Leichten Herzens kehrten die beiden Mädchen nach dem Speise-

saale zurück, wo die Zöglinge sich zum Abendessen bereits einfanden. Ehe sich aber heute Emma und Marianne gute Nacht sagten, hatte die erstere von einem Monatsrosenstocke, den sie kürzlich geschenkt bekommen und über alles lieb hatte, zwei weiße Röslein abgeschnitten, und eines davon in das Gebetbuch Mariannens, das andere in ihr eigenes gelegt.

„Laß diese weißen Rosen," sagte sie, für uns eine beständige Mahnung sein an die Stunde, die uns zu Marienkinder gemacht hat, und wann immer wir sie erblicken, gedenken wir des Ausspruches unseres ehrwürdigen Religionslehrers: Rein und demütig, aber auch beharrlich bis ans Ende!" Und so beschlossen die beiden Freundinnen den letzten Tag des Monates Mai.

III.

Schon war der Sommer größtenteils vorübergezogen und man traf bereits die Vorbereitungen zum Examen, das den Herbstferien immer voran ging, und nach welchem die größeren Schülerinnen mit wenigen Ausnahmen das Institut verlassen und wieder ins Elternhaus heimkehren sollten, als ein ganz unverhofftes Ereignis Emma's Austritt beschleunigte. Sie war eben wieder einmal während der Erholungsstunde im Garten und mehrere andere junge Mädchen ihr zur Seite, als plötzlich eine aus ihnen anhub:

„Was hast Du nur, liebe Emma, Du bist heute wieder so ernst und traurig, fehlt Dir etwas?"

Emma war der besondere Liebling des ganzen Pensionates und ihre Gemütsstimmung meist tonangebend für alle anderen. Nun schien aber in der jüngsten Zeit mit dem heitern Kinde eine ganz auffällige Veränderung vorgegangen zu sein. Oft schaute Emma sinnend vor sich hin und ließ die fleißigen Hände nachlässig im Schoße liegen, ohne nur zu beachten, was um sie vor-

ging. Sie war doch sonst so gerne bei allen heitern Einfällen gewesen und hatte zur Belustigung des ganzen Institutes manch harmloses Stücklein aufgeführt. Daß sie nicht an Launen litt, wußten alle, die sie kannten; denn sie verstand es sehr wohl, sich selbst zu beherrschen. Ihre rosigen Wangen ließen eben so wenig eine Erkrankung vermuten, und so nahm man denn zum Ausfragen seine Zuflucht:

„Was hast Du nur?“

„Nichts, ich danke Euch!“

„Du bist aber so verändert!“

„Bin ich's?“ Und langsam hob sie die großen, blauen Augen in die Höhe und sah wehmütig im Kreise umher.

„Ja, ja liebe Emma, gestehe uns doch, was Dich betrübt; wir haben Dich ja alle so lieb!“

„Kaum weiß ich's selbst,“ erwiderte das Mädchen; „ich hatte aber unlängst einen sonderbaren Traum, der mich erschreckt hat, und dessen Eindruck ich bis zur Stunde nicht vergessen kann. Mir träumte, ich wäre mit Euch in der kleinen Kapelle der Marienkinder und betete den Rosenkranz; und recht innig sah ich von der Stelle aus, auf der ich kniete, hinüber zum lieben Muttergottesbilde, als dasselbe plötzlich Leben zu bekommen schien und sich, vom Sockel herabsteigend, gegen mich bewegte. Marienkind,“ sprach die heilige Jungfrau zu mir, und zeigte auf zwei kleine Blumen, die sie in der Hand hielt, „sieh diese Blüten hier leg' ich Dir ans Herz, Du sollst sie pflegen und warten, auf daß sie lieblich heranwachsen zu meines Sohnes Freude.“ Ich winkte lebhaft meine Zustimmung und folgte mit meinen Blicken allen Bewegungen der hohen Himmelsfrau; da bemerkte ich plötzlich mitten unter der betenden Menge meinen lieben Vater, er sah blaß und traurig aus und schien zu weinen, darüber erschrak ich bis ins innerste Herz. „Die Mutter!“ rief ich aus, und — erwachte.

Seitdem ist mir bange, ob zu Hause alles in Ordnung sei und nichts fehle, was mich ängstigen müßte."

Mitleidig hatten die Zöglinge zugehört.

Marianne war die erste, die das Wort ergriff.

„Träume sind Schäume," lachte sie ein bischen gezwungen, „laß doch die Sorgen fahren, Emma, und schlag' sie Dir aus dem Kopfe."

Da tauchte aus einem der Seitenwege die Gestalt einer Klassenlehrerin auf und schritt auf die Gruppe der plaudernden Mädchen zu.

„Emma Brandis soll mit mir zur ehrwürdigen Mutter kommen, sie hat ihr etwas mitzuteilen," sprach die Klosterfrau, und ein wehmütiger Blick streifte ihre Lieblingsschülerin. Beide gingen nach dem Hause.

Wenige Minuten später stand Emma vor der Oberin, die einen offenen Brief in ihrer Hand hielt. Ihr Gesichtchen war leichenblaß und über ihre schlanke Gestalt ging ein leises Beben. So hatte ihre Ahnung sie nicht betrogen!

Ihre Mutter war an einer schweren Krankheit rasch gestorben und der Vater wünschte, daß sie unverzüglich heimkomme, die Aufsicht über die beiden kleinen Geschwister und den verwaisten Haushalt zu übernehmen.

Noch am selben Tage war sie reisefertig, nicht ohne zuvor in der Kapelle recht inständig den Segen der lieben heiligen Gottesmutter erfleht zu haben. Auch hatte sie ihre Freundin Marianne recht sehr ermahnt, ihren guten Vorsätzen treu zu bleiben.

Es hatte seit jenem Marientage schon wieder vieles zu tadeln gegeben! „Sei immer eingedenk, daß wir Maria's Kinder sind," bat sie dringend, den tiefen Schmerz um die verlorne Mutter selbstlos zurückdrängend um der kostbaren Seele willen, die sie

zu behüten versprochen hatte, „ich will immer für Dich beten wie Du für mich es thun wirst, nicht wahr, meine Liebe? Vergiß der weißen Rosen nicht.“ Unter den heißen Thränen und den Segenswünschen all' ihrer Lehrerinnen und Mitschülerinnen schied Emma aus der teuern Stätte einer froh verlebten Kindheit um einem neuen Leben entgegen zu gehen, das ernste Anforderungen an ihr junges Herz stellte und schwere Pflichten für sie in Aussicht hatte.

Alle geleiteten sie bis zur Ausgangspforte des Gartens, wo der Wagen wartete, und alle weinten bitterlich; am trostlosesten aber schien doch Marianne, denn sie verlor mit Emma ihren guten Engel, ihre beste Freundin und Ratgeberin, ohne die sie nicht leben zu können glaubte.

IV.

Nach Ablauf der Ferien war aber auch Marianne zurückgekehrt in das Haus ihrer Eltern. Dort fand sie vieles ganz anders, als sie sich in den stillen, friedlichen Klosterräumen ihres Pensionates geträumt hatte. Ihr Vater, ein ernster, schweigsamer Mann, schien dem jungen, lebhaften Kinde oft geradezu unheimlich, strenge und wortkarg. Nur selten hatte er eine freundliche Rede für Frau und Tochter, und sehr oft blieb er ganze Tage lang vom Hause fort. Im Innern desselben herrschte ein erstaunlicher Luxus und Überfluß; die kostbarsten Möbel, die besten Stoffe, die vortrefflichsten Speisen, die teuersten Weine fand man dort, denn so wollte es Herr von Löwen; bei alledem aber sah man nur selten ein wirklich fröhliches und zufriedenes Gesicht. Die Mutter schlich oft blaß und verwirrt umher, wich jedoch allen Fragen Mariannes, was ihr denn fehle, sorgfältig aus. Zuweilen kamen auch wieder bessere, frohe Wochen, dann

reihte sich Gesellschaft an Gesellschaft, Vergnügen an Vergnügen, und die ersten Familien der Stadt thaten der Gastfreundschaft des Herrn von Löwen Bescheid und ließen sich's an der mit Silber gedeckten und mit Leckerbissen wohl besetzten Tafel trefflich schmecken.

Daß es hiebei der jungen Tochter des Hauses an Schmeichlern und falschen Freunden nicht fehlte, welche das eitle Kind mit Lobsprüchen über seine Schönheit, seine Liebenswürdigkeit und seine Talente überhäuften, war sehr begreiflich, um so mehr, als Marianne wirklich eine glänzende äußere Erscheinung bot. Hiedurch erweckte sie den Neid mancher anderer jungen Gefährtinnen, die um vieles weniger hübsch, und nicht so lebhaft zu sprechen und zu unterhalten wußten, als sie. — Von Zeit zu Zeit wechselte sie noch freundschaftliche und überaus zärtliche Briefe mit Emma, und fand dann stets die alte treue Liebe in deren Antworten. O dann gedachte sie warmen Herzens jener glücklichen Zeit des Pensionates, und küßte die weiße Rose, das Andenken an die Stunde, die sie zum Marienkinde gemacht hatte! Aber auch ihr gegenwärtiges Leben bot doch gar zu viel Reiz für ihr heißes, empfängliches Gemüt, und allgemach pflichtete sie der Ansicht ihrer neuen Freunde bei, daß sie bestrebt sein müsse, die lächerlichen Vorurteile einer kleinlichen Klostererziehung zu überwinden und Gewohnheiten abzuwerfen, die nun einmal nicht im Einklange mit den Anforderungen der modernen Bildung, noch auf der Höhe unserer Zeit ständen. Sie las viele, nicht eben gut gewählte Bücher, besuchte mit wahrer Leidenschaft das Theater, desto seltener die Kirche und lachte herzlich, wenn ein schöner junger Mann sie versicherte, ins Kloster paßten nur alte, häßliche, arme Geschöpfe, die keine Ansprüche an Glück und Leben erheben könnten; zum Frommwerden sei in dreißig und vierzig Jahren auch noch Zeit genug! —

Das war Marianne von Löwen's Jugend im elterlichen Hause. —

V.

Emma Brandis hatte sich mit bewundernswertem Pflichtgefühle weit schneller, als man ihren Jahren zutrauen mochte, in die schwierigen Verhältnisse des Vaterhauses gefunden. Von allen Seiten ergingen dort Anforderungen an ihre Liebe und Sorge. Der Vater war seit dem Tode seiner Gemahlin vielfach kränklich und verstimmt. Die kleinen Geschwister bedurften einer steten Aufmerksamkeit und Überwachung, es gab in Haus und Küche, in der Nähstube, im Kinderzimmer vollauf zu thun. Aber Emma ging mit ruhigem Ernste an ihre Aufgabe. Sie dachte wie der heilige Apostel: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt", und suchte bei diesem vor allem Hilfe und Erleichterung. Jeden Morgen begann sie ihr Tagewerk mit kindlich frommen Gebete, und beschloß dasselbe mit eben solcher Andacht. Wenn ihr eigenes Wissen nicht hinreichend schien, ihrer Pflicht gerecht zu werden, holte sie sich bei erfahrenen Frauen Rat und Auskunft. Sie hatte von Anfang an die treuen Diener des Hauses bei sich behalten, und schämte sich nicht, von ihnen zu lernen und in der praktischen Ausübung jeder Arbeit ihre Beihilfe zu erbitten; dadurch machte sie sich aber auch beliebt und überwand eine Klippe, an der gar viele jugendliche Haushälterinnen scheitern, welche in ihrem Eigendünkel und im Gefühle ihrer Stellung oft wohl erfahrene und erprobte ältere Dienstboten bei Seite setzen oder durch Hochmut kränken.

Emma war bald der erklärte Liebling aller, die sie kannten, die treueste Freundin ihrer kleinen Geschwister, die mit ganzen Vertrauen an ihr hingen, und insbesondere der Trost ihres Vaters, der gar oft in ihren Zügen sowohl, als namentlich in ihrem

liebenswürdigen Charakter das Bild der geliebten Lebensgefährtin wieder vor sich zu sehen glaubte. Indem sie lehrte, lernte sie, indem sie Bruder und Schwesterchen zur Arbeit und allen schönen Tugenden anhielt, mühte sie sich selbst, ihr leuchtendes Beispiel zu sein, und diese Pflichterfüllung gab ihr eine ruhige, herzliche Heiterkeit, ohne Laune und Übertreibung, wie sie nur aus einem guten Gewissen entspringen kann. Viele Eltern sahen mit stillen Neide das häusliche Glück der Familie Brandis, aber auch die lieben Klosterfrauen, mit denen Emma in stetem Verkehre geblieben war, waren stolz auf die Früchte ihrer Erziehung, auf den Liebling des ganzen Institutes, die ehemalige Präsidentin der Marienkinder, ihre kleine muntere Emma.

Die Andacht zur heiligen Mutter Gottes pflegte das junge Mädchen ganz besonders innig.

In allen Nöten und Anliegen des Familienlebens wendete sie sich an Maria. Mit ihrer Freundin Maria von Löwen war sie in fleißigen Briefwechsel getreten, aber nicht immer von dem Inhalte dessen erbaut, was ihre einstige Mitschülerin schrieb. Sie teilte Marianne's Sinn für lärmende Vergnügungen nicht, sondern war am liebsten im Kreise der Ihrigen froh und zufrieden. Wenn Marianne's Briefe sich zuweilen gar zu weitläufig über Festlichkeiten und weltliche Freuden ausließen, bei denen die schöne, gefeierte Tochter des reichen Mannes eine hervorragende Rolle spielte, glaubte Emma dann und wann ein warnendes Wort sprechen zu sollen, daß sich das junge Herz nicht völlig in Eitelkeit und Sinneslust verhärte; dann rief sie die glückliche Zeit ihrer Kindheit im Pensionate zurück: den Tag ihrer ersten Kommunion, den schönen Mai und jenen Sonntag, da sie beide Marienkinder geworden waren, und frug wohl auch, ob Marianne noch das weiße Röslein habe, das sie sich an jenem Tage geschenkt und ewig aufzubewahren versprochen hatten. Auf solche

Briefe kamen kühle, ausweichende Antworten, nichtssagende Entschuldigungen über unvermeidliche Verhältnisse, wie sie der Reichtum und die Stellung des Herrn von Löwen mit sich brächte; allgemach wurden die Nachrichten seltener und kürzer, und blieben zuletzt ganz aus.

Hierüber vergaß Emma manche heimliche Thräne und vermied auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters jeden weiteren Verkehr mit Marianne, aber in ihrem Herzen hielt sie die Freundschaft aufrecht und empfahl das bethörte Kind täglich mit innigem Gebete der lieben Gottesmutter.

Einmal hörte sie, daß eine schwere Gefahr für Marianne's Seele an ihr vorübergegangen sei, und schickte heimlich eine weiße Rose an die ferne Freundin ab, konnte aber nicht erfahren, ob dieselbe in ihre Hände gelangt sei. Wohl hatte Marianne sie erhalten und war bei ihrem Anblicke erblaßt und in heiße Thränen ausgebrochen, sie erkannte die zarte Hand, die an ihr Gewissen klopfen wollte, es vor der Gefahr zu warnen; es war jedoch ein vorübergehender Eindruck gewesen, und schon die nächste Unterhaltung hatte ihn verwischt.

VI.

Zehn Jahre sind seitdem vergangen, wir finden unsere kleine Emma als die blühende Gattin eines braven jungen Mannes wieder, des Spitalarztes der Hauptstadt, der sich dortselbst bereits eines großen Rufes erfreut und die Perle wohl zu schätzen weiß, die er seinem häuslichen Herde gewonnen hat.

Dr. Julius Marten hatte in Emma's Vaterstadt seine Praxis begonnen und wiederholt Gelegenheit gehabt, seine jetzige Frau unter den schwierigsten Verhältnissen zu beobachten. Einige Male waren es vorübergehende Kinderkrankheiten der jüngeren Ge-

schwister, zuletzt eine schwere Krankheit des Herrn Brandis selbst gewesen, welche ärztlichen Beistand erforderten. In jeder Lage aber hatte der junge Doktor mit Bewunderung auf Emma geblickt, die so geräuschlos und einfach ihrer Pflicht oblag, jeden seiner Befehle pünktlich vollzog und mit geschickter Hand ihre Kranken zu besorgen verstand.

Julius Marten seinerseits hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, namentlich eine edle fromme Mutter gehabt, die den einzigen Sohn mit vorzüglicher Zärtlichkeit sowohl, als weiser Strenge zu allen Guten an- und von den Gefahren der Jugend zurückzuhalten bestrebt gewesen war; sie wußte, daß Männer mit religiösen Pflichtgefühl mehr und mehr zu den seltenen Erscheinungen unserer Tage gehören, und hatte sich bemüht, die schönen Keime in der Seele ihres jungen Sohnes zur vollendeten Entwicklung zu bringen. Frühe schon hatte sich seine Neigung für den Beruf gezeigt, der er später mit großer Begeisterung ergriff, und Julius ward, Dank dem Gebete und gediegenen Einflusse seiner Mutter, Dank den trefflichen Erziehern, die sie für ihn wählte, einer der nicht gerade zahlreichen Ärzte, die über das Materielle und Sinnliche des Menschen hinaus auch noch etwas Höheres erkennen. Er wurde der Wohlthäter vieler Notleidenden, er hatte für jeden seiner Kranken ein mitfühlendes Herz und vergaß, wenn der Zustand sich verschlimmerte und das Leben bedroht schien, niemals die Sorge für die unsterbliche Seele. Wo er nicht mehr zu helfen vermochte, ward er ein freundlicher Tröster und verdiente sich so den Dank vieler Sterbenden und ihrer Angehörigen. Daß ein Mann mit solchen Grundsätzen nur ein tugendhaftes Mädchen als Lebensgefährtin erwählen mochte, lag auf der Hand. Nicht in großen Gesellschaften, nicht im Ballsaale wollte er seine Gemahlin suchen, sondern bei Ausübung ihrer Pflicht im Kreise ihrer Familie, und nichts gibt mehr Gelegenheit, die Charaktere in ihrer

ungeschminkten Wahrheit zu beobachten, als ein Krankenzimmer. Hier schweigt alle Verstellung, alle angenommene Liebenswürdigkeit, hier gibt sich der Mensch unter dem Drucke der Prüfung, die auf ihm lastet, in seiner ganzen menschlichen Armseligkeit. Große, edle Seelen werden aus dieser Läuterung als reines Gold hervorgehen, während kleinliche und ängstliche Naturen bis zum äußersten gegen das ankämpfen, was sie nicht vermeiden können. Und genau dasselbe gilt auch von der Umgebung der Kranken. Doktor Marten hatte vielfach Gelegenheit, Emma Brandis als Krankenwärterin zu beobachten und in ihr jenen richtigen Instinkt gefunden, den nur die Liebe einzuflößen vermag und der sie immer dasjenige erraten ließ, was ihren Pflegebefohlenen wohlthätig oder notwendig war. Sie that alles voll zärtlicher Besorgtheit, sie hatte stets eine fröhliche Miene, nichts schien ihr zu schwer, nichts zu viel. Auch in der Kirche war der junge Mann öfters mit ihr zusammengetroffen und hatte sich wie sie in der Maiandacht, jener schönen, sinnigen Verehrung der lieben Gottesmutter, täglich eingefunden. Gewiß war die Himmelskönigin mit der frommen Andacht ihres Lieblings zufrieden und half mit ihrer Fürbitte den schönen Bund zu festigen, der zwei Herzen für immer verknüpfen sollte. Als Doktor Marten um Emma's Hand warb, wurde er von ihrem Vater als Sohn freudig angenommen und führte bald nachher die geliebte Braut in seine neugegründete Häuslichkeit ein.

VII.

Die Ehe zwischen Emma Brandis und Doktor Julius Marten war eine wirklich glückliche zu nennen, denn sie gründete auf gegenseitiger Achtung und herzlicher Liebe, die kleinen Prüfungen und Leiden, die keinen Sterblichen erspart bleiben und auch diesen sonnenhellen Himmel vorübergehend trübten, vermochten das Glück

keineswegs dauernd abzuschwächen, sondern bildeten im Gegenteile den festen unauflösbaren Kitt, der die Herzen nur noch inniger aneinander fügt und die Treue bewährt. Im zweiten Jahre ihrer Verheiratung schenkte Emma den geliebten Gatten ein gesundes, frisches Söhnchen und war dieses Ereignis selbstverständlich dazu angethan, die Wonne der jungen Leute und ihren Dank gegen Gott um ein Wesentliches zu erhöhen. Da schickte Gott wie einen Wetterschlag aus blauen Äther ein Kreuz.

Der kleine Leo hatte sein erstes Lebensjahr noch nicht ganz vollendet und lag noch in der Wiege, als eines Tages ein Brief mit flüchtigen, kaum leserlichen Schriftzügen einlief, den Emma erbrach und mit Schrecken als von Marianne kommend erkannte.

Seit langer Zeit hatte dieselbe kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben, schrieb aber jetzt, daß sie sich in ihrer verzweiflungsvollen Lage an das edle Herz ihrer einst so heißgeliebten Freundin flüchten wollte, mit all' dem Weh und Jammer, der sie niederbeugte. Ihr Vater hatte sein ganzes Vermögen verloren und war bald hernach eines plötzlichen Todes gestorben; man erzählte sich sogar, er hätte die Last eines verfehlten Lebens nicht länger ertragen, und seinem ewigen Richter vorgegriffen, indem er sich selbst entleibte.

Die Mutter erlag dem schweren Schicksalsschlage, und Marianne stand nun, von ihrem Besitze entblößt, auf sich selber angewiesen, allein und verlassen in der großen Welt. Sie hatte sich gar wenige Freunde gemacht, und auch von diesen wenigen, die ihr wirkliche Teilnahme bezeigen wollten, wendete sie sich stolz beschämt ab, denn sie hätte lieber Hungers sterben, als einen aus ihnen einen Einblick in ihre trostlose Lage gönnen mögen. Was sollte sie aber beginnen? Leider hatte sie im Elternhause allzuviel den Gesellschaften nachgejagt und das im Pensionate Erlernte nicht mehr fortgepflegt. So kam es, daß all'

ihre dort erworbenen Kenntnisse, wenn nicht in Vergessenheit, so doch außer Übung geraten waren, und Marianne auf sehr ernste Schwierigkeiten stieß, als sie sich nach einer Stelle umsah, die ihr eine sorgenfreie Zukunft sichern könnte. Ach, sie wäre auch gar wenig geeignet gewesen, sich fremdem Wunsch und Willen zu fügen, sie, die so lange gewöhnt war, stets nur ihrem eigenen Willen zu folgen! So wußte sie nun denn keinen Ausweg und wendete sich bittend an Emma, ihr die stützende Hand nicht zu entziehen, und sie vor Verzweiflung und Untergang zu erretten. Angesichts solcher Mitteilungen zerfloß die weichherzige, junge Frau in Thränen, und fand ihres Mitleids kein Ende. Ach, sie fühlte so warm und aufrichtig mit ihrer armen Marianne und wußte, wie sehr dieselbe leiden müsse unter solchen Verhältnissen. Gleichwohl wagte sie keinen entscheidenden Schritt in der Sache ihrer Freundin zu thun, sondern wartete lediglich auf das Urteil ihres Gatten. Wie überglücklich war sie aber, als er — um ihr gefällig zu sein und mit zarter Berücksichtigung ihres freundschaftlichen Gefühles — das Anerbieten machte, sich der unglücklichen Marianne zu erbarmen und ihr vorläufig eine Zufluchtsstätte in seinem Hause zu gewähren, bis sich die schwierigsten Verhältnisse einigermaßen geklärt hätten.

Mit stürmischen Dankesergüssen warf sie sich an des geliebten Gatten Brust. „Wie gut Du bist, mein teurer Julius", sagte sie; „nie, nie kann ich Dir vergelten, was Du mir in diesem Augenblicke gewährst."

„Nur sachte," entgegnete der Arzt, „warten wir ab, was kommt."

„Zweifelst Du denn an Marianne? Auf den Knieen wird sie Dir danken für die Heimstätte, die Du ihr, der Verlassenen, bietest?"

„Du beurteilst alles nach Deinem weichen Gemüte, mein liebes Kind, ich möchte nur nicht, daß Du Dich täuschest!"

„Wieso?“

„Wir thun ein christliches Werk, indem wir der Verlassenen Herz und Thür öffnen, damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß ihr diese Gastfreundschaft auf die Dauer behaglich scheine. Marianne ist ein verwöhntes Kind, verwöhnte Kinder aber sind launig und glückverwöhnte Menschen, werden im Unglücke gar häufig bitter gegen sich selbst und ihre Umgebung. Marianne soll sich beim Eintritt in unser liebes Heim vor allem völlig klar sein über die Stellung, die sie daselbst einnehmen wird. Selbstverständlich soll sie keinen Vorwürfen unserseits begegnen, noch irgend einem kränkenden Worte, sie soll wie ein Glied unserer Familie behandelt sein, als solches aber auch die Pflicht erfüllen, die einem jeden aus uns obliegt. Vor allem möge sie Schwätzereien meiden, nichts von dem, was in unserem Hause vorkömmt, nach außen tragen, und überhaupt die heiligen Rechte der Gastfreundschaft durch nichts verletzen. Du, meine Liebe, wirst sie hierauf aufmerksam machen. Es ist, ich wiederhole es, ein Opfer, das ich Dir bringe, aus Liebe bringe und freudigen Herzens, meine Emma, ich kann aber nicht umhin, Dir dies zu sagen und Dich auf das aufmerksam machen, was ich ausdrücklich verlange!“

Die junge Frau Doktor schien von dem ernsten, beinahe strengen Tone ihres Gemahles ordentlich befremdet, vertraute aber unbedingt seiner besseren Einsicht und Menschenkenntnis und schrieb genau nach seiner Anweisung an Marianne. War sie nur erst einmal hier, so wollte sie die alte treue Freundschaft aus dem Pensionate wieder erneuern, und niemand im Hause sollte über den lieben Gast zu klagen haben!

So dachte das unschuldige, kindliche Gemüt Emma's und sah mit wehmütiger Freude Marianne's Ankunft entgegen.

VIII.

Seitdem Marianne Löwen in die Familie des Doktor Martens eingezogen war, waren abermals sechs Wochen hingegangen. Es war ein schmerzliches Wiedersehen gewesen, daß die beiden Freundinnen feierten. Unendlich viel gab's zu erzählen, unendlich viele Thränen flossen während der ersten Tage, da Marianne die junge Freundin von allem unterrichtete, was sie erlebt hatte, seitdem sie sich im Institute getrennt.

Nicht ohne tiefen Schmerz mußte Emma wahrnehmen, daß ihre einstige Mitschülerin jene Fehler der Eitelkeit und Heftigkeit, gegen die sie in der Pension so ernstlich angekämpft, keineswegs besiegt hatte, sondern im Gegenteil vielfach kühler und minder innig geworden war in ihrem ganzen Wesen, namentlich in ihren religiösen Anschauungen. Anfangs war sie schüchtern und mit einer gewissen Demut aufgetreten, warf aber diese leider nur angenommene Maske schon nach kurzem von sich und erregte mehrmals des Doktors Mißfallen durch Kundgebung von Grundsätzen und Anschauungen, die durchaus nicht auf eine große Seele schließen ließen. Dem gegenüber benahm sich Emma überaus sanft und zärtlich; denn sie hoffte, Umgang und Beispiel, namentlich aber die geordneten Verhältnisse, unter denen Marianne, hier bei ihnen lebte, mußten allmählich günstig auf sie einwirken. Vor allem jedoch vertraute sie auf die Hilfe Gottes und die Macht des Gebetes. Wie sie damals gethan, als sie noch ganz jung und unerfahren des Vaters Haushalt und die Erziehung der beiden kleinen Geschwister übernahm, so nahm sie auch jetzt wieder ihre Zuflucht zum Gebete und zur lieben Gottesmutter. Ja sie durfte getrost zurückschauen auf jenes Werk, vor dem ihr anfangs so sehr gebangt hatte. Der Segen ihrer verstorbenen Mutter, die Gnade Gottes, die Hilfe Maria's waren sichtlich mit ihr gewesen.

Sie war ihrem Vater Trost und Stütze geworden, und jetzt standen Bruder und Schwester wohlerzogen dem alten Manne zur Seite und bewiesen jeden Tag aufs neue, wie vortrefflich Emma sie geführt und wie sie ihnen so richtig ihren Weg vorgeschrieben hatte, daß nicht einmal eine fühlbare Lücke veranlaßt wurde, als sie aus dem Vaterhause schied. Sollte sie nun dieses Mal vergebens hoffen und beten? —

Es war Mai. Der Garten prangte in seinen schönsten Blüten, und das Mutter-Gottes-Kirchlein unfern dem Hause des Doktors war gleichfalls mit frischen Blumen und grünen Kränzen geschmückt worden zu Ehren Unserer Lieben Frau. Der Altar erstrahlte im Glanze vieler brennender Kerzen und das Lob der Gottesmutter erscholl bei der Abendandacht in lieblichen Marienliedern, wie dereinst im Klostergarten zu N . . . Emma fehlte niemals bei dieser Andacht; auch Julius nahm Teil daran, wenn sein Beruf es irgend möglich machte. Marianne war gleich anfangs aufgefordert worden, mit nach der Kirche zu gehen. Emma mußte aber mit stillen Schmerze beobachten, daß sie gerne nach einer Ausrede suchte, um von der Maiandacht weg zu bleiben, und konnte nicht umhin, ihr deshalb Vorstellungen zu machen. Sie konnte gar fest auf ihren eingewurzelten Grundsätzen beharren und ließ dann nicht leicht eine Entschuldigung gelten. „Sind wir denn nicht Marienkinder," sagte sie, „und gehören wir nicht mehr als andere unserer lieben Mutter an, wenn es gilt, sie zu verehren und ihr unsere Liebe zu beweisen? Wir haben beide Ursache genug, ihren Beistand anzuflehen: mich drängt das Wohl für Mann und Kind zu ihren Füßen, und Du, Marianne, wie viel hast Du der guten Mutter zu sagen, wenn Du an Dein einsames Leben, wenn Du an Deine Zukunft denkst?"

„An meine Zukunft? Was willst Du damit sagen?" fuhr Marianne empfindlich auf.

„Nichts, was Dich beleidigen könnte, Liebe," besänftigte Emma, „ich dachte nur, was Du später einmal vorhabest, zu beginnen —"

„Bin ich Dir zur Last? Ich kann ja gehen!" eine bittere Gereiztheit lag dabei in dem Tone ihrer Stimme.

„Marianne," bat Emma mit traurigem Vorwurfe, wie kannst Du nur so sprechen? Hast Du je ein anderes Wort vernommen, seitdem Du in unserm Hause bist, als rücksichtsvolle Liebe?"

Marianne hielt tiefbeschämt beide Hände vor das Gesicht und bat, während Thränen ihren Augen entstürzten: „Verzeihe mir, ich bin so unglücklich! Am liebsten hörte ich ganz auf zu leben!"

„Wozu das, meine Liebe? Jeder Mensch trägt sein eigen Kreuz."

„Davon kannst Du nicht sprechen, Emma, Du hast ein liebes Heim, einen braven Mann, ein reizendes Kind, Du bist allgemein geachtet und beliebt, Du weißt nicht, was ich im Vergleiche zu Dir entbehre!"

„Es liegt an Dir, liebe Freundin, eben so froh und glücklich zu werden, wie ich es bin, lerne vorerst, Deinen Willen aufgeben und Dich in Menschen und Verhältnisse fügen."

„Fügen und immer fügen, immer schweigen, immer danken, man hat ja doch auch seine Selbstachtung, und ich verhöhne den, der sie wegwirft, ich kann mich nicht den Ansichten aller unterstellen, ich kann das nicht, ohne mich selbst zu verachten."

„Welch ein Einfall," rief Emma verwundert, „meine Stellung befriedigt mich so vollkommen, und ich finde es so schön, mich in demütiger Liebe dem Willen meines Mannes zu fügen, wie soll das eine Schande sein!"

„Das werde ich nie lernen."

„O ja, gewiß wirst Du es lernen, mit redlichem Willen und

Gottes Beistand! Beginne ein neues Leben, ein Leben des Gebetes und der Selbstüberwindung, der Arbeit und Zurückgezogenheit, bitte die liebe Gottesmutter, daß sie Dir helfe; sind wir ja doch Marienkinder und als solche doppelt befugt, auf ihren Beistand zu bauen."

Unter diesem Gespräche war man zur Kirche gekommen; der Seitenaltar stund in einem Lichtermeere, die Orgel ließ soeben ihre ersten melodischen Töne vernehmen, bald waren alle Anwesenden in tiefe Andacht versunken. Emma namentlich kniete schön wie ein Engel, die großen Augen vertrauensvoll zur lieben Gottesmutter aufgeschlagen, an ihres Gatten Seite. Der Priester ermahnte, wohl ganz absichtslos, die heilige Jungfrau recht sehr zu verehren und wies auf sie als die Zuflucht aller Sünder hin, die niemanden verloren gehen lasse, der sich ihr jemals geweiht habe. Man glaubte sich wieder in den Klostergarten zu N . . . versetzt, und ernste Entschlüsse stiegen in Mariannens Herz auf; sie war aber leider ein Kind des Augenblickes, und verstand es nicht, seinen Gedanken einen richtigen Grund vorzubereiten.

IX.

Der Monat Mai war zu Ende gegangen. Emma Marten hatte seit jener Unterredung nie wieder Ähnliches mit ihrer Freundin berührt, Marianne selbst aber nicht die mindeste Erwähnung davon gethan; nur schien sie seitdem noch stiller und verschlossener, als sonst, und konnte manchmal lange verdrießlich vor sich hinstarren. Zuweilen auch nahm sie den kleinen Leo auf den Arm, scherzte und schäckerte mit ihm recht übermütig, legte ihn dann plötzlich wieder in den Schoß seiner Wärterin und lief aus der Stube. So sprang ihre Laune leicht von einem Extrem zum

andern über, wie das so geht bei Menschen, die ihre Seele nicht im Frieden besitzen.

Eines Morgens, es war drei Wochen später, fehlte Marianne beim Frühstücke; die junge Hausfrau, besorgt, daß ihrem Gaste etwas zugestoßen sein möchte, begab sich sofort nach Marianne's Zimmer, kam aber schon nach wenigen Minuten wieder in die Wohnstube zurück, wo ihr Gatte und der kleine Leo ihrer wartete; ihr Angesicht war bleich, sie hatte rotgeweinte Augen und hielt auf die erschrockene Frage des Doktors, was denn vorgefallen sei, diesem einen Brief entgegen, dessen Inhalt ungefähr so lautete:

„Meine geliebte Emma!

Schilt mich nicht undankbar, wenn Du meine plötzliche Abreise bemerkst und bemühe Dich nicht, meiner Spur folgen, noch meinen Aufenthalt entdecken zu wollen, denn es dürfte Dir nicht gelingen. Die Ruhe, der Frieden Deines Hauses, erscheint mir für die Länge unerträglich, die Sphäre, in der Du Dein Glück findest, kann mir unmöglich dauernd genügen, denn ich brauche Abwechslung und Zerstreuung. Möge Gott Dir lohnen, daß Du mir so lange Obdach gewährtest und treue Freundschaft an mir übtest; vielleicht sehen wir uns einmal wieder. Küsse den kleinen Leo zärtlich und versöhne Deinen Julius mit meinem Andenken. Ich konnte nicht anders, geliebte Emma. Lebe wohl!"

Die Worte des Briefes waren häufig durch Thränen unleserlich und riefen auch bei der Empfängerin einen tiefen, aufrichtigen Schmerz hervor.

„Was wird aus Marianne werden, wohin kann sie gegangen sein, und welche Gefahren bedrohen etwa dieses feurige, ungezügelte Herz, das stets nur der Stimme der Leidenschaft, aber

niemals jener der Pflicht und der Vernunft zu folgen gewöhnt war!"

„Ich habe mich nicht in ihr getäuscht," sagte Julius zu seiner jungen Frau, „Du weißt noch, daß ich nicht ohne Bedenken war, sie bei uns aufzunehmen, und so haben wir buchstäblich eine Schlange an unserm Busen genährt und schlechten Dank geerntet für alle Aufopferung und Liebe. Marianne wird sich nie fügen; sie will genießen und bewundert werden, anstatt im stillen Leben ihrer Pflicht nachzukommen, sie wird auch ihrem Schicksale nicht entrinnen und ein schlimmes Ende nehmen!"

„Das wolle Gott verhüten," rief Emma weinend aus, denn war sie gleich um ihres Gatten willen durch das unpassende Benehmen Mariannens schwer gekränkt, so wollte sie doch die Freundin ihrer Kindheit nicht ganz fallen und verurteilen lassen. „Ich höre dennoch nicht auf zu hoffen," sagte sie, „Marianne wird sicherlich noch auf den rechten Weg gelangen, wenn ich schon zugebe, daß hiezu vielleicht schwere Prüfungen nötig sind. Versuchen wir's immerhin, ihren Aufenthaltsort zu entdecken, vielleicht läßt sie sich bestimmen, zurückzukehren, das heißt, wenn Du darüber nicht ungehalten bist, mein lieber Julius," fügte sie leise bei und schlug errötend die Augen nieder. Ihr Gatte aber küßte sie (sanft) auf die Stirn und sagte:

„Thue, was Du willst, meine süße, kleine Frau, und folge ganz Deinem edlen Herzen! Möge Dir nur jede weitere Täuschung erspart bleiben, und Marianne, wenn Du ihren Aufenthalt wirklich ausfindig machen kannst, sich zur Rückkehr bewegen lassen."

Dr. Marten schien ganz richtig geurteilt zu haben.

Marianne von Löwen hatte sehr überlegt gehandelt und schon im Morgengrauen oder während der Nachtzeit ihre Effekten nach dem Bahngebäude gebracht. Es schien deshalb bei dem großen, lebhaften Verkehre der Hauptstadt geradezu unmöglich,

ausfindig zu machen, welche Richtung sie eingeschlagen hatte. Man mußte schließlich von jeglicher weiteren Verfolgung abstehen und die Entflohene ihrem Schicksale überlassen. Desto treuer und inniger betete die zurückgebliebene Freundin um die gefährdete Seele und empfahl sie dem Schutze der lieben Gottesmutter Maria. — — — — —

X.

An einem wunderschönen Nachmittage des Spätherbstes wimmelten die städtischen Anlagen zu F. von Spaziergängern und müßigen Menschen aller Art, fröhliche Kinder sprangen lustig umher, Blumen pflückend oder mit harmlosen Spielen sich unterhaltend, ihre Wärterinnen saßen dann meist beiseits auf einer Bank, in eifriges Gespräch vertieft und nur von Zeit zu Zeit beobachtende Blicke nach ihren Kleinen werfend, die sich ihrerseits die köstliche Freiheit recht zu Nutzen machen wollten. Inmitten der belebtesten Gänge und Alleen des Parkes waren auch wieder versteckte schmale Wege, verborgene Bosquets, schattige Winkelchen und Promenaden für einsame Gemüter und ruhebedürftige Spaziergänger.

In solcher Verborgenheit saß eine bleiche Dame, offenbar den gebildeten Ständen angehörig; ihre Hände lagen gefaltet auf ihrem Schoße und sie blickte, in Gedanken versunken, mit ihren großen Augen vor sich hin, augenscheinlich ganz unbekümmert um das, was um sie vorging. Sie mochte vielleicht 30 Jahre zählen, vielleicht auch noch weniger, es war das schwer zu bestimmen, denn der Ausdruck ihrer Züge war ungemein wehmütig und betrübt, wenn schon ihr Gesicht große einstige Schönheit bekundete. Während sie so sinnend saß, kam ein kleines Mädchen auf sie zugesprungen, ein reizendes, allerliebstes Kind mit einem weißen

Cachemir-Kleidchen angethan und einen breiten, himmelblauen Gürtel um die Mitte; zierliche Stiefelchen von blauem Leder und ein gleichfarbiges Seidenband, das die blonden Locken der Kleinen über dem Scheitel zusammenhielt, vollendeten die kindlich einfache und doch ausgezeichnete Toilette.

Das Gesichtchen war ungemein lieb und freundlich, die dunklen Augen frisch, wie die eines jungen Rehes, und in den Wangengrübchen saß der Schelm und machte das Lächeln des Kindes geradezu unwiderstehlich; die kleinen Händchen umspannten einen großen Gummiball, der vor die Füße der Fremden hingefallen war und das kleine Fräulein veranlaßt hatte, sich ihr ganz zu nähern. Dabei schaute das Kind treuherzig zu ihr auf und frug nach einer Weile: „Bist Du krank?"

Fast erschrocken über solche Anrede blickte die Fremde nach der unschuldigen Fragerin, gab ihr jedoch keine Antwort, bis sie mit der Zähigkeit des Kindes ihre Frage wiederholte:

„Fehlt Dir etwas?"

„Nein, ich bin nur traurig."

Verwundert hoben sich die rehbraunen Augen nach der Fremden:

„Ich bin nie traurig!"

„Glückliches Kind! Bist Du allein hier?"

„O nein, mit Sophie," so hieß die Wärterin, „und zu Hause habe ich einen Bruder, der schon lesen und schreiben kann, und einen guten Papa, und eine liebe, liebe Mama. Willst Du Blumen haben? Ich habe Margeriten gepflückt, sieh hier eine ganze Menge!"

Und sie lief nach der Bank zurück, wo ihre Wärterin saß und brachte ein vollgefülltes Körbchen herbei. „Sieh nur, wie schön sie sind, willst Du sie haben? Ich teile sie dann mit Dir, die eine Hälfte gehört meiner Mama, die andere Hälfte sollst Du

bekommen, Mageriten und weiße Rosen sind meine Lieblinge, Mama liebt sie auch sehr."

Die Fremde war bei dieser Rede ein klein wenig zusammengezuckt. „Warum gerade weiße Rosen?" frug sie.

„Weil sie die Blumen der lieben Gottesmutter sind, weißt Du denn das nicht? Die weißen Rosen sind das Sinnbild der Unschuld; ich bin ein Marienkind, das sieht man wohl an dem weißen Kleide und den blauen Bändern, die ich trage, es sind ja die Farben der heiligen Jungfrau, ich lege sie erst einmal ab, wenn ich groß bin oder wohl erst, wenn ich heirate, vielleicht aber," plauderte die Kleine unbefangen weiter, „vielleicht heirate ich gar nicht, sondern bleibe immer ein Marienkind."

„Kann man das nicht sein, wenn man heiratet?" fragte die blasse Dame sanft lächelnd.

„Freilich kann man. Mama ist auch ein Marienkind; sie trägt eine glänzende Medaille um den Hals, sie gerade so wie ich, und wir beten täglich früh und am Abend den englischen Gruß mitsammen. Marienkinder, sagt Mama, müssen recht brav sein, sonst weint die Mutter Gottes bitterlich über sie."

Auch die Augen der Fremden füllten sich jetzt mit Thränen, sie preßte ihre Lippen fest auf einander, als müsse sie ein eigentümliches Weh gewaltsam niederkämpfen, endlich begann sie wieder:

„Wie heißest Du?"

„Ich heiße Marianne," gab die Kleine unbefangen zurück, „aber nun weinst Du ja wieder!" und teilnehmend ruhte ihr unschuldiges Auge auf dem leidenden Gesichte. „Sieh, ich habe Dir jetzt die Blumen geschenkt, mache Dir einen Kranz für Dein Muttergottesbild!"

Die Dame erwiderte nichts, sie starrte unverwandt in das liebliche Gesichtchen, als müßten ihr diese Züge eine Ähnlichkeit

verraten, dann aber schüttelte sie wehmütig weinend das Haupt. „Wie heißt Dein Vater, liebes Herz?" forschte sie wieder mit wachsender Begierde.

„Ich und Leo nennen ihn unsern lieben Papa, Mama sagt Julius zu ihm, aber die Leute heißen ihn den Herrn Geheimrat von Marten."

„Marten!" schrie die Unbekannte aufs höchste überrascht, „Marten? Julius Marten? Wie kommt ihr hierher nach F.? Ich kannte einen Dr. Marten, aber weit von hier, ich kannte auch Deine Mutter," sprach sie, als sie die große Verwunderung des Kindes bemerkte, „ja wohl, beide kannte ich sehr gut!"

„So komm mit mir nach Hause! Papa und Mama werden sich recht sehr freuen, Dich wiederzusehen!"

„Ich darf nicht", — und heiße Thränen entstürzten ihren Augen, ein Zittern ging durch die schlanke Gestalt.

„Warum denn nicht?"

„Ich bin es nicht wert."

„Hast Du denn etwas Böses gethan? Komm doch, komm mit nach Hause."

„Nein, mein Engel, lebe wohl, hier, hier — — — sie nestelte ein kleines silbernes Kettchen, an dem eine Kapsel von gleichem Metalle hing, von ihrem Halse los und legte es dem Kinde um.

„Hier, Mariannchen, das ist ein Andenken für Dich, Deine liebe Mama wird es kennen, sobald sie es sieht. Küsse mich noch einmal, Du süßer Engel, küsse mich noch einmal, so recht fest und zärtlich!"

Mariannchen that, wie ihr befohlen wurde, schlang furchtlos ihre beiden Ärmchen um den Hals der Fremden und küßte sie. In diesem Augenblicke aber schaute ihre Wärterin nach ihr aus und fand, daß sie sich ganz ungewöhnlich lange und vertraulich

mit einer fremden Dame befasse, die sie früher nie gesehen hatte. Deshalb rief sie Mariannchen zurück, und die wohlerzogene Kleine folgte augenblicklich dieser Mahnung, sie wischte die Thränen, welche die weinende Fremde auf ihren Bäckchen hinterlassen hatte, fort und lief zu Sophie, nicht ohne wiederholte Male umzuschauen und mit zärtlichen Kußhändchen zu grüßen; aber ehe das Kind sich's versah, war die Stelle leer geworden und die bleiche unbekannte Dame im nächsten Seitengange verschwunden.

Das zartfühlende kleine Mädchen mochte sich wohl seine eigenen Gedanken machen über diese ungewöhnliche Begegnung und sprach auf dem ganzen Heimwege kein Wort mit Sophie. Erst zu Hause angekommen, teilte sie mit kindlicher Umständlichkeit ihren Eltern das merkwürdige Ereignis mit.

Frau Emma Marten schlug die Hände zusammen vor Überraschung und meinte, keine andere als Marianne von Löwen könne jene Fremde gewesen sein, und sie sei durch Gottes Fügung zu ihrem Kinde gestoßen. Aber warum kam sie nicht, sie zu begrüßen und zu umarmen? Das Medaillon, das die Kleine mit stolzer Freude vorzeigte, enthielt eine blonde Haarlocke, ein Geschenk, das sie dereinst im Pensionate gegen ein gleiches, mit Marianne's Haaren gefüllt, getauscht hatte. Sie hatte es immer bei sich getragen, all' diese langen Jahre, sie hatte also die alte Freundin doch nicht vergessen, und ihr Andenken wert gehalten! Wo war sie denn aber gewesen seit jenem Morgen, da sie entflohen, und was war aus ihr geworden?" —

XI.

Es war wirklich keine Andere gewesen, als Marianne von Löwen, die mit dem Töchterchen des Geheimrats Marten im Stadtparke zusammengetroffen war. Wer sonst, als sie, konnte

das Medaillon in die Hände der Kleinen niedergelegt haben? Aber woher war sie gekommen? Gleich einem traumhaften Bilde aus längst vergangener Zeit schien so plötzlich wieder aufzutauchen aus der Vergessenheit. Dereinst so schwer vermißt, so tief beweint, so heiß gesucht, nun endlich wiedergefunden, sollte sie jetzt abermals verloren sein? Weshalb trat sie nicht in Verkehr mit Emma und ihrem Gatten, warum machte sie nicht Gebrauch von der alten, treuen Freundschaft, und wohin ging sie nur wieder? Das waren lauter Fragen, die Emma's Seele beschäftigten, und sie geriet durch die Mitteilungen ihres Kindes sowohl, als durch all' diese wieder erweckten Erinnerungen in solch' eine gewaltige Aufregung, daß Herr Marten seiner schmerzgeängstigten Frau versprach, nach Marianne's gegenwärtigen Aufenthalte zu forschen. Leider war aber wie das erste, so auch dieses Mal alles umsonst. Kein Hotel nannte diesen Namen, die Dame mußte offenbar gar nicht in einem derselben gewesen sein, sondern die Wartezeit bis zum nächsten Bahnzuge im nahen Stadtparke abgepaßt haben. Vielleicht auch reiste sie unter falschem Namen; wie wäre es aber unter solchen Verhältnissen möglich gewesen, ihre Ankunft und Abfahrt zu beachten! Es waren mithin nur zwei Fälle denkbar: entweder war Marianne von dem Wiederfinden der alten Freunde plötzlich überrascht worden, daß sie unmöglich sogleich den Entschluß fassen konnte, sich zu ihnen zu begeben — vermutlich wußte sie auch nicht, daß Dr. Marten inzwischen an eine der hervorragendsten Universitäten des Reiches berufen worden und diesem Rufe, der ihm nächst Ehre und Vorteil auch den Titel eines Geheimrates eingebracht hatte, folgend, von der bayerischen Hauptstadt weggezogen war, oder sie hatte sich wirklich von ihrem einmal gefaßten Vorsatze nicht abwendig machen lassen, ferne zu bleiben für immer. Nach wenigen Wochen hörte man auf, in der Familie von dem Ereignisse zu sprechen, Mariannchen allein

flüsterte gerne geheimnisvoll von der großen, blassen Dame im Stadtparke, und Bruder Leo mußte ihr nach genauer Angabe ein Bild zeichnen, das natürlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Originale zeigte, jedoch genau dasselbe Kleid trug, das Fräulein von Löwen bei jener Begegnung getragen hatte, und das die bleiche Gesichtsfarbe, die fein gebogene Nase und die glänzenden, blauschwarzen Haare mit pünktlichster Genauigkeit wiedergab, welche Vorzüge der Kleinen so außerordentlich schön erschienen waren. Frau Emma aber betete für die arme Freundin wie ein echtes Marienkind, voll ausdauernder, unerschütterlicher, vertrauender Liebe; sie hoffte fest wider die Hoffnung und schloß dieses Hoffen tief in ihr Herz, so daß niemand hievon eine Ahnung hatte, und sie scheinbar ruhig ohne jedwede Erinnerung an jene aufgeregte Zeit ihren täglichen Pflichten als Mutter und Hausfrau oblag.

XII.

So waren abermals Jahre hingegangen und mit ihnen die bedeutungsvolle Fronleichnamszeit angerückt, da Mariannchen Marten zum ersten Male das Glück der heiligen Kommunion genießen sollte.

Leo hatte diesen Festtag schon etliche Jahre früher begangen, Marianne aber zeigte eine ganz hervorragende religiöse Begabung und bereitete sich mit eben so tiefem Ernste, als kindlicher Freude auf dieses schöne Fest vor. Mit heißen Wangen und strahlenden Augen horchte sie auf, wenn ihre Mutter mit ihr von der großen Gnade sprach, die ihr bald zu Teil werden würde, und verwendete viele Tage dazu, ihre Seele auf die Einkehr des himmlischen Gastes vorzubereiten. Schön wie ein Engel trat sie dann an jenem Morgen im weißen Kleide, mit Kranz und Schleier geschmückt, vor ihre Eltern hin, bat nochmals demütig, ihr alle

Fehler der Kindheit zu verzeihen, nahm andächtig ihren Segen entgegen und verfügte sich in ihrer Begleitung nach der Kirche, wo das Herz des göttlichen Bräutigams bereits wartete, sich mit vielen unschuldigen Kinder-Seelen zu vereinigen. —

Am Abende des Kommuniontages legte das liebliche Mädchen beide Arme um den Hals der Mutter und flüsterte ihr zärtlich zu: „Mein Mütterchen, ich habe heute im Augenblicke höchsten Glückes Deines Anliegens nicht vergessen. Du wirst sehen, die heilige Mutter Maria hat mich erhört, wir werden bald den Beweis hiefür erhalten!"

Erschrocken blickte Emma in die sanften Züge ihres Kindes: „Was meinst Du damit, Liebe?" frug sie.

„Ich habe für die Freundin Deiner Kindheit gebetet, liebstes Mütterchen; für Marianne von Löwen, deren Wohl Dir so sehr am Herzen liegt."

„Hab' Dank, mein Kind, für diese Erinnerung! Ach, ich fürchte, die Arme wandelt schlimme Wege."

„Deshalb eben bat ich die Zuflucht der Sünder und bat" — sie zögerte und schwieg verlegen.

„Was batest Du?" drängte Frau Marten.

„Ich rief zur heiligen Jungfrau, sie möge mein Leben zum Opfer nehmen, wenn ich damit imstande wäre, die verlorene Seele zu retten, — es war mir gewiß Ernst damit, liebe Mama," bekräftigte das fromme Kind, „denn was ist am Ende ein kurzes Leben gegenüber einer ganzen Ewigkeit!"

Frau Emma zog ihr Kind ans Herz, solche Reife religiösen Verständnisses hatte sie bei diesen zarten Jahren nicht vermutet und sie zitterte jetzt in dem Gedanken, Maria möchte das heroische Opfer ihres Lieblings angenommen haben. Während nun das junge Gottesbräutchen in der darauffolgenden Nacht selig in den Kissen lag und alle Gnaden des Tages noch einmal durchträumte,

rang die geängstete Mutter auf ihren Knieen vor dem Kreuzbilde, um mit gläubiger Ergebung ihr „Fiat“ (es geschehe!) zu sprechen zu allem, was Gottes Weisheit über sie und die Ihrigen verfügen würde. Mariannens Gebet schien wirklich Erhörung finden zu sollen. Kurze Zeit nach jenem Kommuniontage war die Familie des Geheimrates zum Frühstücke versammelt und Marianne beschäftigt, eine Porzellanvase geschmackvoll mit weißen Rosen einzufüllen. „Es sind aber wirklich herrliche Exemplare,“ sprach Herr Julius und blickte beifällig nach den Blumen. „Du hast heute eine besonders schöne Ausbeute gemacht, mein liebes Kind!“

„Der warme Regen that ihnen wohl und die Sonne küßte sie vollends auf“, bemerkte Leo, wir können stolz sein auf unsere weißen Rosen, ich glaube nicht, daß irgend ein anderer Privatgarten ähnliche Prachtstücke aufzuweisen vermöchte!“

„Das dürfte doch gar zu eitel gesprochen sein, mein Sohn,“ lächelte Frau Emma, „ich gebe übrigens gerne zu, daß unsere Rosen sehr schön sind!“

„Müssen sie es denn nicht sein? es sind ja Deine Rosen, Mütterchen,“ rief Marianne und befestigte drei halb erschlossene Knospen in Papas Knopfloch.

„Du sollst sie mit Dir tragen, wenn Du zu Deinen Kranken gehst und dem geduldigsten von ihnen sollst Du sie schenken.“

„Die Rosen wecken mir immer wieder jene teuere Erinnerungen, und ich möchte sie deshalb nirgends missen, wo immer ich mich aufhalte,“ sprach die Mutter. „An jenem Tage, da ich zur Präsidentin der Marienkinder gewählt wurde, tauschte ich eine weiße Rose mit Marianne von Löwen, wir hatten eben unsere Maiandacht im Klostergarten abgehalten und versprachen der lieben Gottesmutter, ihre guten, frommen Töchter zu werden. Und ach! ich bedurfte ja nur zu bald ihres mütterlichen Bei-

standes, denn ich war noch sehr jung, als mir nach dem Tode meiner leiblichen Mutter die Erziehung der jüngeren Geschwister und die Sorge um das Hauswesen anheim fiel."

„Und Du hast Dich dieser Pflicht so musterhaft entledigt, meine Emma," sagte der Geheimrat und küßte seine Gattin auf die Stirne. „Emma's Rosen," lächelte er sodann und zeigte nach den Rosen auf seiner Brust, „die köstlichste Sorte, die ich je gekannt!"

Die Kinder stimmten bei, indeß die Mutter sich bescheiden gegen diesen Ausbruch stürmischer Verehrung wehrte; als plötzlich der Diener eintrat und seinem Herrn einen Zettel übergab. „Herr Geheimrat sind dringend gebeten, unverzüglich zu kommen," sagte er. Dieser las die Adresse, nahm den Zettel an sich und bestieg nach kurzem Abschiede seinen Wagen, der zur täglichen Ausfahrt bereits an der Thür wartete. Sein Weg führte in ein enges Gäßchen der Vorstadt, und Geheimrat Marten wurde auf seine Frage in ein Mansardenstübchen gewiesen, wo er eine weibliche Kranke bewußtlos auf ärmlichem Bette liegend vorfand. Es roch stark nach Essig, den man vermutlich zur Wiederbelebung der Ohnmächtigen angewendet hatte. Eine mürrische, ältliche Frau machte sich im Zimmer zu schaffen, ohne jedoch irgend welche Teilnahme zu bezeigen.

Der Arzt erfuhr aus ihrem Munde, daß man die fremde Dame vor ihrem Hause auf der Straße in sterbendem Zustande gefunden und für den Augenblick die Gefahr zu groß erachtet habe, sie nach dem entfernten Krankenhause zu bringen. So mußte sie wohl oder übel, ein freies Stübchen zur Verfügung stellen, — sie hoffe jedoch, meinte sie mit einem Seitenblicke auf den geschmackvollen Anzug der Ohnmächtigen, „sie solle solch' großes Opfer nicht ganz umsonst gebracht haben." — Marten trat jetzt ans Bett, rieb die kalte durchsichtige Hand, welche von

der Decke herabgeglitten war, prüfte den Herzschlag und beobachtete die arme, bleiche Frau, deren Züge ihm nicht ganz unbekannt schienen. Sie mußte viel gelitten haben, und eben so gewiß war auch, daß ihre Wiege nicht in einer Mansarde gestanden hatte, sondern daß sie einst bessere Tage gekannt hatte. Selbst jetzt, im Augenblicke äußersten Elendes, waren feine Formen und Gewohnheiten in allem unverkennbar. Allmählich kehrte der entflohene Atem wieder, eine leise Röte stieg in die Wangen, jetzt schlug die Leidende den Blick empor, jetzt sah sie verwundert um sich, dann hefteten sich die großen Augen starr nach den weißen Rosen auf des Geheimrats Brust; er hatte das bemerkt und legte sie mit freundlichem Lächeln auf die Bettdecke.

„Wie fühlen Sie sich?"

War es der Ton seiner Stimme, waren es die Blumen, — ein plötzliches Entsetzen malte sich in den Zügen der Kranken, sie machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung und sank mit dem Ausrufe: „Wehe, Emma's Rosen!" abermals leblos in die Kissen zurück. Was Julius Marten geahnt hatte, sah er in diesem Augenblicke bestätigt, er stund am Sterbelager Marianne's von Löwen.

XIII.

Die Schicksale des beklagenswerten Wesens, das hier mit dem Tode rang, sind bald erzählt. Die guten Eindrücke, welche Marianne im klösterlichen Institute empfangen hatte, waren nur zu bald durch die Anschauungen und Gewohnheiten im Elternhause wieder verwischt worden. Nun möchte man allerdings fragen, wie denn Herr und Frau von Löwen überhaupt dazu kamen, ihre Tochter einem geistlichen Institute anzuvertrauen, muß aber wohl ins Auge fassen, daß weit und breit keine andere Anstalt besserer Lehrkräfte sich rühmen durfte und daß überdies auch für

die Gesundheitsverhältnisse der Kinder in ganz außergewöhnlicher Weise dortselbst gesorgt wurde. Die kluge Mama getröstete sich, die etwaigen Gewissensskrupeln und der übertriebene Gebetseifer ihres Töchterchens würden sich gewiß bald heilen lassen, wenn es nur erst wieder im Elternhause wäre, und in der That gelang das auch über alle Maßen schnell. Wir haben von den gesellschaftlichen Triumphen gehört, die Marianne in der Heimat feierte, wissen aber auch, daß sie das Gift der Schmeichelei unbewußt in sich aufnahm und die einfache Bescheidenheit des Klosterzöglings nur allzuschnell abstreifte. Wir hörten ferner von dem Vermögensverluste ihres Vaters und wie sich Emma Brandis so schwesterlich der Verlassenen annahm, indem sie ihr nicht nur die herzlichste Teilnahme, sondern buchstäblich eine zweite Heimat bot. Nun war aber die Ruhe und der Friede, wie sie in jener trefflichen Familie herrschten, dem unsteten Gemüte Marianne's nicht dauernd entsprechend, das tägliche Einerlei eines geregelten Haushaltes langweilte sie, und so ward mit großer Schlauheit die Abreise bewerkstelligt, das Gepäck unter falscher Adresse nach der Bahn befördert. Es gelang ihr wieder Erwarten, schnell eine Stelle zu finden. Eine reiche alte Dame hatte eine Gesellschafterin und Vorleserin gewünscht, und die Bedingungen, die sie stellte, waren scheinbar leicht und angenehm. Kenntnis fremder Sprache, fröhliche Laune und Fügsamkeit war alles, was verlangt wurde. Marianne sollte mit ihrer Herrin die Promenade und das Theater besuchen und ihr behilflich sein bei der Unterhaltung der Gäste; die einsamen Stunden wurden mit Lektüre ausgefüllt. Hätte sie ein tieferes Gemüt besessen, so müßte sie sich trotzdem bald recht unglücklich gefühlt haben, denn die kühle Freundschaft der Dame, das großartige luxuriöse Leben, die oberflächliche Unterhaltung, all das war nicht eben dazu angethan, um sich hier heimisch zu fühlen, aber leider entsprachen gerade solche Verhältnisse

Marianne's Geschmack. Sie las schlüpfrige Romane, besah sich schlechte, französische Komödien, gefiel sich in den Schmeicheleien, die von Seite der Besuche zuweilen ihrer Schönheit gezollt wurden, und hörte allmählig auf zu beten und an ihr Inneres zu denken. Seitdem man einmal über klösterliche Erziehung gesprochen und die Ansicht festgestellt hatte, es könnten dort nur verschrobene und exaltierte Ansichten gebildet werden, war Marianne feige genug, die Erzieherinnen ihrer Jugend nie wieder zu nennen, und bald vergaß auch das Herz, was der Mund weltklug verschwieg. Sie war noch kein ganzes Jahr in ihrer Stelle gewesen, als sich ihr ein junger Verwandter ihrer Dame zum Lebensgefährten antrug. Er war von altem Adel und halb und halb mit einer reichen, ebenbürtigen Erbin verlobt. Aber die Leidenschaft hatte ihn so sehr für Mariannen eingenommen, daß er fest darauf bestand, sie zu seiner Gattin zu machen. Sie ihrerseits hing mit glühender Schwärmerei an dem Geliebten, und wies alle Vorstellungen und Vernunftgründe, die anfänglich gegen diese Wahl aufstiegen, mit Entschiedenheit von sich. Die Abneigung der stolzen Eltern, das verarmte Fräulein von Löwen als ihre Tochter anzuerkennen, war nur geeignet, Marianne's Entschluß zu bestärken; sie war großjährig, völlig unabhängig, ihre Papiere befanden sich in bester Ordnung: so wurde die Ehe endlich vollzogen. Ohne Abschied und Segenswünsche reiste das junge Paar nach der Schweiz, wo Baron Walther eine reizende Villa gemietet hatte, und dort die ersten Wochen eines ungetrübten Liebesglückes verlebte. Zur Zeit dieser höchsten irdischen Seligkeit geschah es einmal, daß die junge Frau fast wunderbarer Weise an Emma und das Klosterpensionat erinnert wurde. Walther hatte sie auf eine Stunde allein gelassen, sie saß vor dem Hause und lenkte ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück, zu all' Jenen, die sie gekannt und geliebt, mit denen sie gelebt hatte und von denen sie

einst weinend geschieden war. Keines von allen wußte wohl, was mit ihr geschehen, sie beweinten sie vielleicht für tot und doch war sie so glücklich. — Glücklich! War sie es wirklich? In einer Ehe mit einem Manne, der noch kein einziges Mal mit ihr gebetet hatte, der sie nie nach ihrem Glauben frug, der es nicht einmal für nötig gehalten, vor dem Diener der Kirche den Bund fürs Leben zu schließen? Sie war Walters Gattin vor den Menschen, vor dem Gesetze, aber nicht nach ihrem Gewissen und ihrer religiösen Überzeugung. Und wenn sie jetzt hintreten müßte vor die Lehrerinnen ihrer Kindheit, vor ihre Freundin Emma und die übrigen Mitglieder jener frommen Genossenschaft, die sich Marienkinder nannten! Sie schauderte zusammen, und heiße Schamröte bedeckte ihre Wangen. Da fühlte sie sich leise beim Kleide gezupft.

Ein kleines Mädchen von ärmlichem Äußern stand vor ihr und schaute mit begehrlichem Blicke zu ihr hinauf. Jetzt, da sie sich zu ihr niederneigte, hielt es ihr einen Strauß herrlicher Rosen entgegen und bat mit flehentlicher Stimme:

„Ich bitte, liebe Frau, kauft mir diese Rosen ab, meine arme Großmutter liegt im Sterben, und wir haben keinen Pfennig Geld im Hause. Seht sie nur an, wie schön sie sind, nirgends giebt's wieder solche weit und breit.“ Beim Anblicke der Blumen, die mit ihren Gedanken in so unmittelbaren Zusammenhange standen, war Marianne zitternd auf ihre Bank zurückgesunken und fand nur langsam ihre Selbstbeherrschung wieder.

„Wie kommt Ihr zu solch seltenen Rosengattungen?“ frug sie das Kind.

„Der Großvater war ein Gärtner und in seiner Jugend längere Zeit in Holland gewesen. Er hat viel Schönes dort gelernt und war immer stolz auf die Blumen seines Gartens. Später hat ihm der Vater in der Gärtnerei geholfen, und die

Herrschaften sind gerne gekommen, bei uns einzukaufen. Nun sind wir allein, Vater und Großvater sind tot, und wenn nun auch die Großmutter noch stirbt, dann ist meine Mutter mit mir ganz verlassen zu Hause. Sie hat heute bitterlich geweint, als sie diese Rosen hier abschnitt.“ „Geh, Liese,“ hat sie gesagt, probier einmal, ob sie dir niemand abkauft, vielleicht segnet sie dir die liebe Mutter Gottes, und du bringst uns Brot ins Haus. Es ist ja heute Marienfesttag!“

Das Kind hielt schluchzend inne. Marianne aber drückte ihm rasch ein Goldstück in die Hand, küßte es auf die Stirne, nahm ihr die Rosen ab und blickte noch lange starr nach ihr aus, bis die beglückte Kleine ihren Augen entschwunden war. Das war ein Mahnruf Maria's gewesen an ihr gefährdetes Kind, Maria's, die niemanden verläßt, der sich einmal ihr übergeben hat. Als Herr Walther heimkam, fand er sein junges Weib in Thränen und weiße halbverwelkte Rosen in ihrem Schoße. Seine Zärtlichkeit hatte aber bald den trüben Eindruck verwischt, er warf die „häßlichen Blumen“, wie er sie scherzend nannte, fort, damit sein Mariannchen wieder freundlich blicken möge, und sie willfuhr. Der Augenblick der Gnade war versäumt und kam nicht wieder!

Marianne's Eheglück, ohne Gott begonnen, hielt nicht Stand. Aus dem liebenswürdigen Gatten wurde nur zu bald ein tyrannischer Despot, der sich nach dem Glanze und Reichtum seiner früheren Stellung zurücksehnte und den Gedanken keineswegs entzückend fand, für Weib und Kind arbeiten zu sollen. Hätte er doch jene junge Erbin geheiratet, wie viel leichter wäre ihm alles geworden!

Marianne litt entsetzlich in dem Bewußtsein, ihrem Manne eine Last zu werden — es war mehr, als ihr stolzes Herz ertragen konnte. Eines Tages war Walther verschwunden, sie that keinen Schritt, ihn zurückzuzwingen, sie machte keinen An-

spruch an ihn und blieb solch elendem Verrate gegenüber scheinbar ruhig. Aber eine unsägliche Erbitterung erfüllte ihre Seele. Mochte er hingehen und sie verlassen, der Erbärmliche! Mochte er in den Armen eines vornehmen und reichen Weibes die Verlassene vergessen — sie verlangte ihn nicht wieder zurück, sie fluchte ihm und sich selbst und floh nach einer großen Stadt, um dort unter fremden Namen (den ihres Mannes hatte sie abgelegt) ungekannt zu leben. Sie machte ihren Schmuck und alles, was sie besaß, zu Geld und fristete ein kummervolles Dasein in stolzer Armut, ohne fremdes Mitleid zu beanspruchen. Nach etlichen Monaten trug man einen kleinen Sarg aus dem Hause, Marianne aber lag in wilden Fieberphantasien zwischen Tod und Leben und ward nur wie durch ein Wunder gerettet. Sie hatte jedoch kein Dankeswort für ihre Erhaltung. Das schwere Leid, das sie getroffen, hatte ihr Herz nicht demütig gemacht, sie hatte all' die frommen Übungen ihrer Mädchenjahre längst aufgegeben, hatte ihr Gewissen betäubt, hatte Gott und seine himmlische Mutter vernachlässigt und vergessen. Bald nach dieser schweren Krankheit war es gewesen, daß sie nach M. gekommen und mit dem kleinen Töchterchen Martens zusammengetroffen war. Aber sie fürchtete, entdeckt zu werden, und hatte nicht den Mut, Emma wiederzusehen, — sie wäre so gerne gestorben und hätte sich zu ihrem armen süßen Büblein ins Grab gelegt.

So waren weitere Jahre vergangen. Marianne hatte nie wieder etwas von Walther gehört. Sie hatte eine Stelle in einem Geschäfte angenommen und sich damit eine Existenz verschafft, die sie vor Not und Hunger sicherte. Eines Tages verfügte sie sich im Auftrage ihres Chefs nach einem Hotel, um daselbst etwas zur Auswahl vorzuzeigen, und ward in ein Zimmer gewiesen, wo sie eine blühende junge Frau und zwei Kinderchen vorfand, die nicht ohne Neugierde das vornehme bleiche Gesicht

der vermeintlichen Ladenmamsell zu mustern schienen. Noch war die Dame in Besichtigung des Vorgelegten vertieft, als ein Herr eintrat, von den Kleinen jubelnd begrüßt. Er aber hatte Marianne nicht sobald erblickt, als Leichenblässe sein Gesicht überzog, während Marianne wie im heftigen Schmerze nach dem Herzen griff und mit leisem Aufschrei ohnmächtig zu Boden sank. Sie hatte ihren einstigen Gatten gegenübergestanden. Auf ihre Lippen traten Blutstropfen, jede Spur von Farbe war aus ihrem Angesicht gewichen, und wie eine Sterbende ward sie auf Veranlassung der erschrockenen Dame nach dem Hospital gebracht.

Wieder rang sie lange Wochen zwischen Tod und Leben. Aber diesmal waren es Engel im Fleische, die sie unermüdlich pflegten Tag und Nacht, jene herrlichsten Blüten in den Garten unserer katholischen Kirche, barmherzige Schwestern, die nicht allein für das leibliche Wohl ihrer Kranken, sondern noch viel mehr für deren geistiges Wohl besorgt waren. Mit dem wohlgeübten Blicke christlicher Liebe hatten sie nur zu bald Marianne's Seelenleiden erkannt, und nun fiel Tropfen auf Tropfen vom Gnadentaue ihres Gebetes und ihrer frommen belehrenden Worte auf das dürre Erdreich ihres Gemütes. Das „Marienkind" fand wieder seinen Weg zum Mutterherzen, es lernte wieder beten und vertrauen, und in dem Grade als die Krankheit des Leibes zuzunehmen schien, erhob sich die Seele in gläubigem Aufschwunge zu Gott. Vollständig bekehrt, vollständig umgewandelt verließ Marianne endlich das Krankenhaus, um noch eine letzte Pflicht zu erfüllen, die Freundin ihrer Kindheit aufzusuchen und sie, der sie einst so undankbar entflohen war, demütig um Verzeihung anzuflehen.

Die Reise war für ihre schwache Kraft zu viel gewesen. Auf dem Wege überfiel sie ein Blutsturz, und halb todt wurde sie nach jener Mansarde getragen, wo Geheimrat Marten, den man

zu ihrer Hilfe herbeigerufen, sie vorfand. Daß gerade er es war, den sie beim Wiedererwachen aus tiefer Ohnmacht um sich beschäftigt sah, erfüllte sie anfangs mit nicht geringem Schrecken. Aber sie erkannte nachher in diesem Zusammentreffen keinen leeren Zufall, sondern die anbetungswürdige Fügung Gottes. — Nachdem sie sich wieder so weit erholt hatte, daß der Arzt sie auf Augenblicke verlassen konnte, fuhr er nach Hause, um Emma auf das unverhoffte Wiedersehen vorzubereiten und sie und die Kinder zur Begrüßung Marianne's herbeizuholen. Mit größter Vorsicht wurde sodann der Transport bewerkstelligt, und die wiedergefundene Freundin aufs behaglichste bei Hofrat Marten untergebracht. Marianne war jetzt so dankbar für jeden Liebesbeweis, den sie hier empfing! Die wenigen Tage, die dem Verkehr der beiden Freundinnen noch vergönnt waren, widmete Marianne, soweit ihre große Schwäche es erlaubte, außer ihren Gebetsübungen den Mitteilungen ihrer Lebensschicksale. — Endlich nach so schweren Kämpfen war sie doch wieder eingelenkt in den Hafen des Friedens. Maria hatte ihr Kind nicht verlassen, sondern vom ewigen Untergang gerettet. Bald kam der letzte Augenblick heran. Marianne hatte nochmals alle sakramentalen Tröstungen ihres heiligen Glaubens empfangen, hatte allen, die schwer an ihr gesündigt hatten, von Herzen verziehen, und auch ihrerseits alle um Verzeihung gebeten. Dann lag sie eine Weile ruhig und bewegungslos.

Der Hofrat und sein Sohn standen zu Füßen ihres Lagers, während Emma und die Tochter betend neben demselben knieten, und den Atemzügen der Sterbenden lauschten, die immer schneller, immer kürzer einander folgten. Plötzlich überflog ein sanftes Lächeln Marianne's Züge. „Maiandacht," hauchte sie kaum vernehmlich — „weißt Du es Liebste? — Wir sind heute Marienkinder geworden — hast Du die weiße Rose noch? — wir haben

sie ja ausgetauscht zum Zeichen unserer Freundschaft — eine Dir, eine mir —

„Gewiß, weiß ich's," erwiderte Frau Emma, „und auch all' die schönen Worte unsers lieben Pfarrers von der treuen Mutterliebe Mariens für jedes ihrer Kinder, vorzüglich für jene, die Gefahr laufen, verloren zu gehen. Mein Töchterchen ist auch ein Marienkind," schloß sie mit einem zärtlichen Blicke nach dem lieblichen Mägdlein!

„Gott und Maria segnen Dich," hauchte die Kranke und legte ihre durchsichtige Hand auf den blonden Scheitel Mariannchens, „Du liebes, unschuldiges weißes Röslein! Sei immer fromm und glücklich!"

Dann fuhr sie wie träumend fort: Weiße Rosen! sie sind mir immer nahe getreten in Stunden schwerer Versuchung — es waren Engel in weißen Kleidern, die mir meine Himmelsmutter sandte, mich zu warnen. O wie so gut ist unsere Mutter! O wie schön läßt sich's nach all' dem Leid und Weh in ihren Armen ruhen! Wie süß ist's, als Marienkind —."

Noch einen Blick unsäglicher Liebe sandte Marianne himmelwärts, dann stockte der Atem, sie sank aus Emma's stützenden Armen sanft in die Kissen zurück. Herr Julius aber ergriff die erstarrende Hand und legte sie vom Haupte seines Kindes sachte auf die Decke nieder.

Auf die hellen Tapeten des Sterbezimmers warf das scheidende Abendrot sein letztes Glühen, ja, es weilte sogar vorübergehend auf den marmorblassen Wangen der Todten und belebte sie in warmer Färbung.

Marianne's Heimgang war friedevoll gewesen, und ihre Freude segneten die Stunde ihrer Erlösung!

Ende des ersten Teiles.

Zweiter Teil.

I.

Am vorletzten Tage des Monats April waren in einem der Korridore des städtischen Waisenhauses einige Ordensfrauen mit Herrichtung der Kränze und des sonstigen Blumenschmuckes für die bevorstehende Maiandacht beschäftigt. Derartige Arbeit ist dem frommen Herzen süß, und kommt dabei die kindliche Phantasie sowohl als auch die Großmut, die kein Opfer scheut, wenn es die Ehre Gottes und seiner Heiligen gilt, gar schön zum Ausdrucke. Man hat einmal behaupten wollen, ein Kind habe die erste Veranlassung zur Maiandacht gegeben, und es scheint auch in der That keine Andacht gerade so wie sie von kindlich reinem Gemüt angegeben und angeordnet. Jener Vermutung liegt auch wirklich eine tiefe Wahrheit zu Grunde, denn unser Verhältnis zu Maria, wenn es richtig ist, muß das eines Kindes zu seiner Mutter sein. Wie das Kind gerne das Bild der fernen Mutter schmückt, zu ihm aufsieht in all seinen Lebensvorkommnissen, in seinen Leiden und Freuden, in allen Sorgen und Anliegen, weil es sich nirgends besser verstanden wähnt als bei ihr, so legt es ihr auch gerne die ersten Gaben des Frühlings, Blumen und Kränze zu Füßen. Wenn wir Maiandacht halten, sind wir gute Kinder, die ihre

zärtlich geliebte Mutter begrüßen und durch ihr Blumenopfer und Gebet erfreuen und preisen.

„Reichen Sie mir doch jenen Zweig herüber, liebe Schwester Benigna," sprach eine sanfte Mädchenstimme, „das ganze Strauchwerk des Klostergartens muß beihelfen, unserer lieben Himmelsmutter zu Ehren zu blühen. Sehen Sie nur, die kleinen Knospen sitzen wie Röslein zwischen dem fahlgrünen Laube und nehmen sich ganz wunderlieb aus."

„Sie haben aber auch einen merkwürdig guten Geschmack, mein Kind," versetzte die Schwester und blickte lächelnd in das Gesicht des jungen Mädchens, das über und über erglühend, mit sichtlichem Eifer sein Bestes that, eine Statue der heiligsten Jungfrau vom Siege mit duftigem Blumenschmucke zu umgeben, wobei ihr ihre Freundin dienstbeflissen an die Hand ging.

Beide Mädchen zählten kaum achtzehn Jahre und trugen weltliche Kleider, sie gehörten mithin nicht zur Gemeinde der ehrwürdigen Töchter des heiligen Vinzenz von Paul, die das Waisenhaus der Stadt und seine Zöglinge besorgten. Gleichwohl schienen sie hier im Hause ganz heimisch, wo sie denn auch wirklich fast jeden Tag freundschaftlich verkehrten. „O, Sie bereiten uns die größte Freude, liebe Schwester," sprach eines der Mädchen, „wenn Sie uns nur erlauben wollen, Ihnen helfen zu dürfen, nicht wahr Elisabeth?"

Die Freundin nickte zustimmend. „Jawohl, Marianne, die Kapelle des Waisenhauses ist ja berühmt wegen ihrer schönen Maiandachten und des so besonders sinnigen Schmuckes ihrer Altäre."

„Dieses Lob muß ich eigentlich an Fräulein von Marten abtreten," versetzte Schwester Benigna bescheiden, „denn sie nimmt sich ja mit vorzüglicher Liebe unserer neuen Kapelle an und hilft allzeit großmütig, wenn unsere kleinen Mittel nicht ausreichend

sind; das wird aber auch die liebe Himmelsmutter lohnen mit reichster Gnadenfülle."

„Ja, ja, Mariannchen," scherzte ihre Freundin, „sie wird Dir Deinen Wunsch schon erfüllen, und bald sehe ich Dich im knappen schwarzen Häubchen als ehrwürdige kleine Postulantin hier in der lieben Gemeinde wirtschaften."

„Gott wolle es so fügen," seufzte das junge Mädchen und ein leichter Schatten zog über die jugendschönen, sonnigen Züge. „Und Du, Elisabeth?"

„Ich, ei nun, ich folge Dir als treue Freundin nach, wohin Du immer gehst."

„Da kann man ja unserer lieben Novizenmeisterin gratulieren," meinte Schwester Benigna gütig, „zwei so prächtige Novizinnen auf einmal, das nenne ich Glück und Freude."

Marianne erhob sich jetzt von dem Schemel, auf dem sie gesessen hatte, streifte Laub und Blumenreste von dem Kleide ab und befestigte mit Elisabeth's Hilfe die grüne Guirlande an die Statue der heiligen Jungfrau.

„Die Mutter vom Siege," sprach sie träumerisch, wie zu sich selbst, „die Statue der Bruderschaft ihres heiligsten Herzens, o wie viele arme Sünder fanden schon vor ihr Trost und Verzeihung."

„Wohl Ihnen, mein Kind," sagte Schwester Benigna, „noch trübt keine Wolke den Himmel ihres jungen Glückes. Mit achtzehn Jahren lastet noch keine Sorge auf der Seele."

„Glauben Sie, meine Schwester?" gab Marianne zurück, „sind achtzehn Jahre Garantie für vollkommenes Glück?" Sie hatte plötzlich sehr ernst gesprochen und ihre großen dunklen Augen schwammen in Thränen, aber mit sichtlicher Anstrengung kämpfte sie die plötzliche Rührung nieder, schaute um sich, und rief, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben: „O wie lieb ist's

hier in diesen stillen Räumen, ich glaube wirklich, echte Gottesliebe könnte einen Kerker zum Paradiese machen. Welch' friedliche Luft weht hier, ich meine an solchem Orte müßten alle Wünsche schweigen und alle Stürme des Lebens ihren Abschluß finden."

„Allerdings, mein Kind," war Benigna's Antwort, „aber nur mit Gott und seinem heiligsten Willen."

„Sie wissen doch, Schwester Benigna, daß ich ein Marienkind bin?" frug Marianne. „Seit dem ersten Tage meines Lebens bin ich der lieben Himmelsmutter geweiht worden und trug deshalb auch bis zu meinem zwölften Lebensjahre ausschließlich weiße und himmelblaue Kleider, erst nach meiner ersten heiligen Kommunion legte ich sie ab. Damals hatte ich ein schweres Anliegen auf meinem jungen Herzen."

„Ein schweres Anliegen mit zwölf Jahren und in Ihren Verhältnissen, mein Kind!" wiederholte Schwester Benigna, „dann muß wohl eines der lieben Ihrigen krank gewesen sein oder sterbend, denn sonst könnte ich mir nichts denken."

„Und doch war's so. Ich trug schwer an meinem Kummer damals. Glauben Sie an einen seelischen Zusammenhang, d. h. an einen geistigen Verkehr mit solchen, die wir besonders lieben?"

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Nun denn, so hören Sie. Meine Mutter hatte eine Jugendfreundin, mit der sie so zu sagen ein Herz und eine Seele war. Sie waren im nämlichen Institute erzogen, am gleichen Tage Marienkinder geworden, und gaben sich gegenseitig das Versprechen, ihr ganzes Leben lang dieser Gnade treu zu bleiben. Sie tauschten weiße Rosen aus, die sie getrocknet in ihr Gebetbuch legten und deren Anblick sie stets an Maria, die Reinste, erinnern sollte. Später wurden die beiden Freundinnen getrennt. Meine Mutter heiratete und erfuhr lange Jahre nichts mehr von jener Marianne,

die ihr so teuer war. Eine wunderbare Fügung jedoch führte mich, da ich noch ein kleines Mädchen war mit ihr zusammen. Als ich nämlich eines Tages eine fremde bleiche Dame traf und später meiner lieben Mutter von ihr erzählte, sagte sie, es sei ganz gewiß die lang vermißte Freundin gewesen, die überaus unglücklich sei, und ich müsse recht beten, wenn sie nicht für die ganze Ewigkeit verloren gehen solle. Das that ich auch. Oft und viel habe ich für die arme Marianne gebetet, um deretwillen meine liebe Mutter so viel weinte und litt, und die ich selbst auch nicht wieder vergessen konnte. Trotz meiner zarten Jugend begriff ich schon, daß es sich hier um eine Seele handle, die ewig glückselig oder ewig elend würde, und ich rief beständig Maria an, ihrem Kinde zu helfen. Nun hatte ich kurz vor meiner ersten Kommunion einen seltsamen Traum. Die heilige Jungfrau neigte sich vom Altar der Kirche, in der ich täglich betete, zu mir herab und sagte: „Marianne, mein teures Kind, hast du mich wirklich lieb?"

„O, ja!" beteuerte ich voll kindlicher Verehrung.

„Wohlan, so eifere für die Seelen."

„Was soll ich thun? frug ich, denn ich verstand nicht, was sie meinte.

„Wer die Seelen wirklich liebt, giebt sein Leben für ihre Erlösung, wie auch mein göttlicher Sohn das seine hingegeben hat für die sündige Menschheit. Bist du zu solchem Opfer bereit?"

„Ja!" sagte ich und erwachte. „Als ich aber über meinen schönen Traum nachdachte, glaubte ich nichts anderes, als ich müsse für die arme, unglückliche Marianne mein Leben hingeben, und war auch sofort bereit, es für die Rettung ihrer Seele darzubieten. „Noch erinnere ich mich, wie sich das Angesicht meiner geliebten Mutter mit Todesblässe bedeckte, als ich ihr erzählte, daß ich Gott gebeten hätte, mich sterben zu lassen für die Rettung ihrer geliebten Freundin, — den Traum verschwieg ich ihr, teils

schämte ich mich ein wenig ihn mitzuteilen, teils sah ich, daß meine liebe Mutter noch trauriger dadurch werden würde — sie hatte mich unter heißen Thränen an ihr Herz genommen, und ich vernahm ihr angstvoll leises Stöhnen:

„O Gott, o Gott, nur dieses Opfer nicht! Nur diesen Kelch laß an mir vorüber gehen!“

Merkwürdigerweise kam Marianne noch kurz vor ihrem Tode mit dem lieben Gott völlig ausgesöhnt, zu uns, und starb in unserer Mitte sanft und selig. Ihr letztes Wort war ein Segen für mich und ein Dankeserguß für die Gnade, daß sie ein Marienkind gewesen. „Von meinem Opfer für sie hat sie nie etwas erfahren, der liebe Gott hat es aber auch nicht angenommen, obschon ich es aufrichtig gemeint hatte. Sollte es mir für später aufbewahrt sein?“

„Wenn die Stunde dafür kommt, mein Kind,“ sprach Schwester Benigna ernst, „wird seine göttliche Liebe auch die nötige Kraft und Gnade schenken, es zu bringen.“

Noch während sie sprach, läutete im Inneren des Klosters eine Glocke zur abendlichen Versammlung, und mit herzlichem Gruße und dem Versprechen, sich bei den Maiandachten sicher einzufinden, schieden Marianne und Elisabeth von den frommen Frauen und traten mitsammen den Heimweg an.

II.

Das Wohnhaus des Hofrats von Marten, der eine hervorragende Stellung an der Universität der Hauptstadt bekleidete, lag von einem herrlichen Garten umgeben, außerhalb der Stadt, und dorthin lenkten Elisabeth und Marianne ihre Schritte. Plötzlich hielt die erstere inne und sagte:

„Mariannchen, Du hast einen Kummer auf der Seele, ich

bemerke schon längere Zeit, daß Du nimmer so munter und vergnügt bist, wie ehedem, und heute in der Marienkapelle bei den lieben Schwestern sah ich gar wohl die Thränen in Deinen Augen und hörte Dich leise seufzen. Sei aufrichtig, meine Liebe, sage mir, was Dir fehlt, und erlaube, daß ich Deinen Kummer teile."

Marianne von Marten drückte gerührt die Hand der Freundin. „Hilf mir beten, meine Liebe," flüsterte sie, „beten zu Maria der Trösterin und Zuflucht armer Sünder; denn als solche müssen wir sie vorzüglich anrufen. Du bist ja wie ich ein Marienkind und hast das gleiche Anrecht auf ihr Herz und ihre Hilfe. Vielleicht zeigt sie sich geneigt, unser Vertrauen zu lohnen.

„O gewiß Marianne, gern thue ich es. Aber Du machst mir bange; sprich, ist es Vater oder Mutter, weshalb Du Dich so ängstigest?"

„Ach, diese nur in zweiter Linie; meine Elisabeth; aber Leo, mein Bruder, der bisher das Muster eines braven Sohnes war, der sich stets durch Fleiß und liebenswürdigen Anstand ausgezeichnet hat — ach, ich fürchte, er wandelt schlimme Wege! Er ist in schlechte Gesellschaft geraten und wird ihr armes, beklagenswertes Opfer werden, wenn nicht die heilige Gottesmutter ein Wunder an ihm thut. Die guten Eltern haben ihm schon die eindringlichsten Vorstellungen gemacht, und er versprach auch wiederholte Male Besserung und Umkehr. Doch die Bande, die ihn umstricken, sind zu fest geschlungen, die Versuchung ist stärker als sein Wille, und so häuft er Sünde auf Sünde, das edle Herz meiner Mutter aber, wird an diesem Schmerze verbluten." —

„Arme Marianne, wie muß ich Dich beklagen," sprach Elisabeth sanft, „ahnte ich doch, daß mit Leo nicht alles in Ordnung sei, wie sonst. Er, der stets die Freundin seiner Schwester in mir ehrte, weicht mir nun aus, wo immer er mir

begegnet. Der arme Jüngling. Aber sei nur guten Mutes, wir wollen recht innig für ihn beten, und unsere liebe Mutter kann und wird uns nicht verlassen."

Unter diesen Gesprächen war das Wohnhaus erreicht; mit zärtlichem Händedruck verabschiedeten sich die beiden Mädchen; Elisabeth lenkte in die nächste Seitenstraße ein, während ihre Freundin Marianne durch den Vorgarten in das Innere des Hauses gelangte. Dort fand sie ihre Mutter allein im Zimmer vor; offenbar hatte sie geweint, bemühte sich jedoch, ihrer Tochter diese Thränen zu verbergen und bot ihr lächelnd die Hand zum Gruße.

Marianne aber gehörte trotz ihrer jungen Jahre nicht zu jenen kindischen Wesen, die sozusagen in den Tag hinein leben, alles Ernste und Trübe sich aus dem Wege schaffen und jedem Genusse nachjagen, der ihnen nur irgendwie geboten wird. Sie war von jeher ein stilles sinniges Kind, das mit zärtlicher Liebe an beiden Eltern hing, und schon deshalb nie ertragen konnte, Vater oder Mutter betrübt zu wissen. Sie hatte schon frühe die ernste Schule des Lebens erfassen gelernt, denn gerade hierin war ja ihre Mutter selbst gar wohl erfahren, und hatte aus den schweren Prüfungen ihrer eigenen Jugend Gewinn gezogen für ihr ganzes späteres Leben und jene Charakterfestigkeit erworben, die so vielfach bewundert wurde. Sie hatte auch ihrem Kinde nicht verhehlt, daß uns das Leben im Grunde nur sehr wenige Frühlingstage bietet, während wir auf Kämpfe und Stürme gefaßt sein und uns festigen müssen, ihnen mutig zu begegnen. Die Mitwissenschaft an dem merkwürdigen Schicksale der mütterlichen Freundin regte zuweilen in ihrer Seele die Neigung zum klösterlichen Berufe. Aber dieselbe lag vorerst noch still und unentwickelt in einem verborgenen Winkelchen ihres Inneren. Gefiele es Gott, so dürfte wohl der rechte Augenblick nicht mehr allzu-

ferne sein, wo seine Gnade das schlummernde Saatkorn wecken und mit dem Thau und Sonnenschein seiner Liebe reifen würde. Die Gefahr, in der die Seele ihres einzigen Bruders schwebte, beschäftigte, wie wir wissen, schon seit längerer Zeit alles Sinnen und Denken des jungen Mädchens, und mit richtigem Gefühle gleicher Gesinnungen brauchte sie nicht erst zu raten, was die Trauer ihrer Mutter bedeuten könne.

Schnell warf sie ihr Hütchen beiseite, umschlang mit beiden Armen den Hals der geliebten Mutter und rief: „Herzensmütterchen, Du weinst! Darf Dein Kind nicht wissen, welcher Kummer Dich drückt?"

Über das noch immer schöne Antlitz der edlen Frau zog ein Schatten tiefer Wehmut, als sie sprach: „Laß es gut sein, mein geliebtes Kind, und frage nicht weiter, Du bist noch zu jung, um solches Leid mit mir zu tragen."

„Zu jung," entgegnete Marianne betrübt, „ich bin achtzehn Jahre alt und soll zu jung sein, Deinen Schmerz zu teilen? O sprich nicht so, es kann Dein Ernst nicht sein, Du weißt ja doch wie mich Dein Vertrauen beglückte damals, als ich noch ein kleines Mädchen war und von dem Kummer wissen durfte, den Dir die verirrte Freundin bereitete. O laß mich jetzt, wo es sich um eine Seele handelt, die uns beiden so unendlich teuer ist, nicht ferne bleiben!"

„So errätst Du?"

Ein glühendes Rot färbte die bleichen Wangen der Geheimrätin, als sie diese Frage an ihre Tochter richtete. — Das Mutterherz bleibt unter allen Verhältnissen dasselbe; immer gleich groß in seiner Liebe wie in seiner Selbstverleugnung; es gibt das entartete Kind nicht auf, so lange noch ein Funken Leben in ihm sprüht, und findet immer noch ein Wort der Rechtfertigung, wenn längst schon von Entschuldigung keine Rede mehr sein kann. — Auch in diesem Moment litt es schwer unter der Schuld

eines verirrten Sohnes und schämte sich derselben, als ob es selbst jene Verirrungen verbrochen hätte. — Statt weiterer Antwort küßte Marianne ihre Mutter zu wiederholten Malen auf das zärtlichste, setzte sich an ihre Seite und gab ihr so herzliche Beweise ihrer Teilnahme, daß Frau von Marten sich selbst den Trost der Mitteilung nicht länger versagte. Lange saßen beide traulich flüsternd beisammen, gemeinsam flossen ihre Thränen, aber auch gemeinsam ermunterten sie sich zum Vertrauen auf Gottes und seiner heiligen Mutter Hilfe.

„Du hast mich ja zum Marienkinde gemacht," sprach Marianne weich, „Du hast Deine Mutterrechte mit der seligen Jungfrau geteilt, sie darf uns in unserer Bedrängnis nicht verlassen. Morgen ist der Beginn des Maimonates, und gerade dann, wo ihr so viele Lobes- und Liebesopfer dargebracht werden, wollen wir uns in unserer Sorge ihr übergeben!"

Das und noch vieles andere sagte die brave Tochter, wie eben das unschuldige Herz es eingab, und es gelang ihr auch in der That, die Angst ihrer Mutter zu mäßigen und sie vorläufig zu beruhigen.

III.

Tag für Tag wurde die schöne Maiandacht in der Klosterkirche abgehalten, und Tag für Tag wohnten die zwei Freundinnen sowohl als auch Marianne's Mutter derselben bei. Elisabeth war Waise und lebte im Hause ihres Vormundes in dessen Familie, hing aber mit kindlicher Zärtlichkeit an Frau Geheimrat Marten, der sie bei jeder Gelegenheit die herzlichste Aufmerksamkeit und Teilnahme bezeigte. Schon oft war der leise Wunsch rege geworden, Elisabeth möchte der befreundeten Familie einmal als Tochter angehören und Leo's Gattin werden. Diesen schönen Traum aber hatte jetzt der Leichtsinn des Jünglings vollends

vernichtet, und niemand wagte mehr an seine Erfüllung zu denken. In jüngster Zeit hatte vielmehr Elisabeth mehrfach durch die Äußerung überrascht, sie teile Marianne's Neigung zum klösterlichen Leben, und wolle einmal in denselben Orden eintreten, dem Marianne angehören würde. —

Wenige Tage nach der Unterredung zwischen Mutter und Tochter, hatte letztere ihren Bruder aufgesucht, um mit Sanftmut in sein Gewissen zu reden, war aber anfangs rauh zurückgewiesen worden.

„Wenn Du nichts anderes vorzubringen hast, als Jammer und weibisches Gewinsel,“ fuhr Leo seine Schwester an, „dann kannst Du fortbleiben; Vorwürfe und Verzweiflung hab' ich selbst genug, und brauche nicht auch noch durch Dein Armesündergesicht an mein Elend erinnert zu werden.“

„O Leo, welche Sprache führst Du da gegen die treueste Gefährtin Deiner Kindheit!“

„Laß mich, Marianne, ich ertrage nichts schlechter als Vorwürfe, die zu nichts dienen.

„Ach mein guter Bruder, bedenke doch, welch ein entsetzliches Leid Du Deinen guten Eltern anthust, wie Du sonst so fleißig und tugendhaft, ihr Stolz und ihre Freude gewesen bist; wie Du nur Deinen Studien und Deiner Pflicht lebtest und jetzt — ach! laß mich Dich warnen, fliehe die schlechte Gesellschaft, kehre zurück zu uns, ich gebe Dir die Versicherung, daß Dich kein Vorwurf treffen, kein Wort über Deine Vergangenheit mehr verlauten soll, wenn Du Dich nur ernstlich anstrengen wolltest, Deinen Lebenswandel zu bessern.“

Mit gefalteten Händen und thränenüberströmten Antlitz stand Marianne vor dem Bruder; ihn den teuren Eltern wieder zurückzugewinnen, war ja der süße Gedanke ihrer Tage, die Sorge ihrer Nächte. Sie konnte die schöne Zeit nicht vergessen, da

Eltern und Kinder in friedlichem Einverständnisse zusammengelebt hatten, da eines dem andern sein Vertrauen geschenkt, eines sich in des anderen Liebe gesonnt hatte! Immer flehender, immer wärmer wurde ihre Stimme, sie hatte Leo's Hand ergriffen und hielt sie fest in der ihrigen; so gütig blickte sie zu ihm auf und so ängstlich wartete sie seiner Antwort, daß sie fast unwiderstehlich schien. Auch ihr Bruder wurde davon sichtlich bewegt; er hatte ja im Grunde kein boshaftes und schlechtes Herz, nur leichtsinnig war er geworden und durch schlimmen Umgang verdorben, schon manche Nacht war ihm schlaflos und in Gewissensbissen vorübergegangen, und auch jetzt war er gerecht genug, sein Unrecht einzusehen. Einen Augenblick schien sein guter Engel über den bösen Geist in seinem Innern den Sieg davon zu tragen, sein Auge wurde feucht, und weicher als vorher erwiderte er:

„Verzeih' mir, Marianne, wenn ich rauh gewesen bin, ich sehe es ein, ich bin ein elender, ein verworfener Mensch, der nicht wert ist, daß solch ein gutes Wesen wie Du um ihn weint, aber ich bin eben völlig ratlos, ich habe mein Ehrenwort verpfändet, ich muß binnen zwölf Stunden eine bestimmte Summe aufbringen, und Du weißt, daß ich dem Vater nicht mehr um Hilfe kommen darf."

„Er hat ja schon so viel für Dich gethan, mein Bruder, Du begreifst —"

„Nein," sprach er abermals bitter werdend, „ich begreife nicht, daß er seinen Sohn eher verderben läßt, als ihm mit etwas lumpigem Gelde aufzuhelfen."

„Wie kannst Du so reden, Leo, hast Du all' die schweren Opfer schon vergessen, die man für Dich gebracht?"

„Keineswegs, aber am Ende ist ja doch das Geld unser, dann mag's wohl gleich sein, ob ich es etliche Jahre früher oder später an mich bringe."

„Leo, Du wirst doch nicht den Vater bestehlen wollen? Um Gotteswillen sage mir, ist denn kein Ausweg?"

„Kannst Du mir helfen?"

„Wie viel brauchst Du?"

„300 Mark."

„Das ist viel, Bruder."

„So kannst Du nicht?"

Mit zitternder Stimme brachte Marianne die Antwort hervor:

„Ich will's versuchen, den armen Eltern zu lieb, aber ein allerletztes Mal, Leo."

„O Du Gute, liebe Marianne!" rief er im Tone höchster Freude, „nur noch dieses eine Mal hilf mir und Du sollst gewiß zufrieden sein."

Sein Auge leuchtete, die frohe Aussicht belebte ihn. Indessen schlich Marianne traurig von ihm fort; ach, sie fühlte nur zu gut, daß ihre Unterredung eigentlich kein anderes Resultat gehabt hatte, als daß Leo, wie schon oft, auch diesmal wieder Geld von ihr verlangte. Jedesmal bei solcher Gelegenheit hatte er die gleichen Versprechungen gemacht, und ach! wie wenig hatte er sie gehalten! Mit zitternder Hand öffnete sie ihren Schrank, die kleinen Ersparnisse, über welche ihr ein beschränktes Verfügungsrecht zustand, hervorzusuchen. Ach, sie hatte so schöne Pläne damit gehabt! Wenn Gottes Gnade ihr den Weg ins Kloster ebnete, so wollte sie mit diesen Gelde die Aussteuer für ein armes Dienstmädchen beschaffen und demselben damit ebenfalls die Klosterpforte aufthun. Jetzt mußte sie auch diesen Lieblingsgedanken zum Opfer bringen, ihr edles Gemüt ließ sie im Vereine mit geringer Menschenkenntnis und Erfahrung an die Besserung des verirrten Jünglings glauben, sie hielt sein Versprechen für aufrichtig, einmal mußte er ja doch sein Unrecht einsehen, und welche Freude dann, wenn sie des Vaters Herz erleichtern, der Mutter Thränen

trocknen, wenn sie ihren Kummer fortnehmen könnte! Rasch nahm sie das Geld und kehrte damit zu Leo zurück.

„Hier ist was Du verlangtest, nun aber halte Dein Wort!"

„Du wirst es sehen!"

Er drückte sie stürmisch an sein Herz, nannte sie sein gutes, einziges Schwesterchen, seine liebe Wohlthäterin und wie die schönen Titel alle heißen mochten, die er ihr so oft gegeben hatte, da beide noch Kinder waren; und Marianne glaubte ihm, glaubte ihm abermals, und hoffte das beste! Niemand ist ja leichter zu betrügen, niemand leichter hinters Licht zu führen, als eben gute edle Menschen, weil sie alle anderen nach sich selbst beurteilen und mit ihrem guten Herzen allen vertrauen, von jedem das beste meinen. Es ist aber auch unendlich schwer, sich auf abschüssiger Bahn festzuhalten oder darauf umzukehren, wenn schlechte Kamradschaft und Verführung von allen Seiten ihre Fallen legen.

Einige Tage benahm sich Leo wirklich, als ob er seine guten Vorsätze ausführen und ein besserer Mensch werden wollte. Er blieb an den Abenden meist zu Hause, unterhielt sich dann freundlich mit Vater und Mutter, und namentlich letztere schien hierüber ganz glückselig und zufrieden. Im Vereine mit ihrer Tochter betete sie jetzt in der Maiandacht ganz besonders innig zur heiligen Jungfrau, und glaubte zunächst ihr die Besserung des teuren Sohnes danken zu müssen. Leider währte dieser Zustand nicht lange; oft prüft der liebe Gott unser Vertrauen auf ganz ungewöhnliche Weise und scheint selbst die dringendste Bitte zu verwehren, wenn gleich die Bitte selbst gerechtfertigt ist, und diejenigen, welche sie stellen, wirklich fromm sind. Er will nicht allein unsere Geduld und unseren Glauben an seine Allmacht prüfen, sondern auch seine Barmherzigkeit und Langmut beweisen, indem er lange zusieht, ob das sündige Herz sich nicht doch noch zu ihm bekehren möchte. —

So war der Monat Mai fast zu Ende gegangen, als eines Morgens die Dienerin aus dem Zimmer des jungen Herrn gestürzt kam und den erschrockenen Eltern einen Brief übergab, den sie dort gefunden hatte und in welchem mit kurzen Worten geschrieben stand:

„Meine teuern Eltern! Verzeiht Eurem unglücklichen Sohne den Schmerz den er Euch anthun mußte. Ich habe ein Duell gehabt und meinen Gegner tötlich verwundet; deshalb muß ich fliehen, und darf nicht wieder in die Heimat zurück, will ich nicht der strafenden Behörde in die Hände fallen. So werde ich wohl nie wieder Euer Antlitz sehen dürfen bis nach späten langen Jahren. O versagt mir nicht das einzige Gut, das mir in meiner fürchterlichen Lage bleibt: Euern Segen und Euer Mitleid!“ —

Der Brief ließ nicht erraten, wohin Leo geflohen sei, und so begreift man leicht, wie furchtbar der Schmerz und die Unruhe der armen Eltern sein mußten. — —

Es war endlich die letzte Maiandacht abgehalten worden, die überfüllte Kapelle der barmherzigen Schwestern begann sich langsam zu entleeren, und der Sakristan löschte die Lichter am Altare aus und rasselte, mit dem Schlüsselbunde — aber noch schienen drei Frauengestalten in inbrünstiges Gebet versunken, unbekümmert um alles, was um sie her vorging. Marmorbleich, den thränenschweren Blick gen Himmel gerichtet, ganz in sich selbst und ihr Gebet verloren, kniete die Ältere der drei vor dem Seitenaltare mit der Statue der Himmelskönigin, leise nur bewegten sich ihre Lippen im eifrigen Verkehre mit ihr, die ja besser als alle Menschen das Weh und Leid des armen Mutterherzens verstand. Die beiden jungen Mädchen an ihrer Seite hatten das Gesicht in die Hände begraben und schluchzten fast vernehmlich in sich hinein. Ach der

Schmerz der Jugend ist noch gar heftig und ungestüm wie diese selbst, während uns das spätere Leben bereits vorbereitet findet, diese und jene liebe Hoffnung zu begraben.

Jetzt fühlte sich eines der Mädchen sanft angestoßen.

„Marianne, mein liebes, armes Kind!“ Es war Schwester Benigna, die so sprach, sie war gekommen, die Thüre der Kapelle nach der Straße hin abzuschließen, und hatte in den verspäteten Beterinnen Frau von Marten, ihre Tochter und Fräulein Elisabeth erkannt. Ihr fragender Blick ruhte jetzt auf dem verweinten Gesichtchen Marianne's.

„O Schwester Benigna! Mein Bruder, unser armer Leo!“ schluchzte diese leise.

„Was ist mit ihm? Ist er tot?“

„Nein, Gott sei dank!“ fiel Elisabeth in die Rede, während ihre Freundin sagte:

„Ach beinahe schlimmer noch als das, er hat ein Duell gehabt und ist entflohen!“

„So wollen wir ihn der lieben Mutter Gottes empfehlen, daß sie ihn uns wieder zurückführen möge!“

„Ja teure Schwester, das wollen wir auch von ganzem Herzen!“ versetzte jetzt die Stimme der Frau von Marten, welche vom Gebete aufgestanden und gerade hinzugetreten war, um noch diese Schlußworte zu überhören, „auch ich that es soeben und empfahl den armen, verirrten Jüngling dem Schutze unserer lieben Himmelsmutter, sie wird mich nicht verstoßen, ihn nicht verlassen. Kommt Kinder, habt Vertrauen und Mut, es wird noch alles gut werden. Gehen wir jetzt nach Hause zum Vater.“

„Ihr Anliegen soll auch das unsrige sein, gnädige Frau,“ tröstete Schwester Benigna, indem sie die Fortgehenden höflich grüßte. Frau Marten aber und die zwei jungen Mädchen verließen die Kirche.

„Mutter,“ flüsterte Marianne, zärtlich die Hand der Geliebten drückend, „woher nimmst Du nur Dein Vertrauen und Deine Stärke? Ich muß Dich bewundern!“

„Aus dem Glauben an Gottes Liebe, aus dem Bewußtsein, daß Maria mächtig ist, uns zu helfen!“ war die schöne Antwort.

„Ich bin ein Marienkind wie Du!“ entgegnete Marianne gerührt, „ich will von Dir lernen, fest zu vertrauen!“

Und so wandten sie sich dem Heimwege zu.

IV.

Zwei Jahre waren seitdem hingegangen. Wie viele Ereignisse, wie viel Glück und Freude, aber auch wie viele Leiden kann ein solcher Zeitraum umfassen. Wie viel Leid und Weh!

Noch immer hatte die Familie Marten keine Nachrichten von dem entschwundenen Sohne. Wenn Leo überhaupt noch auf der alten Welt geblieben war, hatte er offenbar einen anderen Namen angenommen um nicht erkannt zu werden. Sein Gegner im Duell war keineswegs gestorben, sondern sogar sehr bald von seiner Verwundung genesen. Nicht für Fremde, wohl aber für seinen Sohn verständlich, hatte Herr von Marten diese Mitteilung in allen meist gelesenen Zeitungen bekannt gemacht und gemeint, der Heimkehr Leo's stehe nun nichts mehr im Wege. Leider wurde ihm sehr bald klar, daß jenes Duell nur den willkommenen Anlaß zur Flucht geboten hatte, weil eine große Menge von Gläubigern Ansprüche an den jungen Mann erhob, denen er sich auf diese, allerdings höchst unedle Weise entziehen wollte. Der von Eltern und Großeltern so rein und ehrlich überkommene Name durfte durch unredliche That nicht befleckt werden und großmütig opferte der alte Geheimrat einen wesentlichen Teil seines Vermögens, diejenigen zu befriedigen, die durch Leo's Leichtsinn

besitzlos oder unglücklich gemacht worden. Wer den liebenswürdigen, allgemein geachteten Arzt früher gekannt hatte und jetzt wiedersah, mußte mit schmerzlicher Verwunderung die Veränderung gewahren, welche nicht die Zeit, sondern traurige Verhältnisse in ihm hervorgerufen hatten. Die sonst aufrechte Haltung schien jetzt gebeugt, der elastische Gang war langsam geworden, und das dunkellockige Haar mehrfach von weißen Silberfäden durchzogen. Die immer gütigen, freundlichen Züge zeigten sich müde und abgespannt. Auch Frau Emma war von dem schweren Seelenkummer buchstäblich gebrochen, wenigstens nach außen. Eben weil sie mit der Zähigkeit der Mutterliebe immer noch ankämpfte gegen unwiderlegliche Thatsachen, eben weil sie Tag für Tag das schwachglimmende Flämmchen ihrer Hoffnung wieder anzufachen und sich aufrecht zu halten suchte, wider ihre Überzeugung, denn eine Mutter gibt den Glauben an ihr Kind nur mit ihrem Leben auf, verzehrte sich die zarte Leibeskraft immer mehr. Immer durchsichtiger wurde das feine Angesicht, immer leuchtender die treuen Augen, und die Bekannten schüttelten teilnehmend das Haupt und flüsterten einander zu: „Die gute Geheimrätin wird ihr Sohn noch unter die Erde bringen. Er ist da auf ein gar weiches Herz getreten und solch' eine Wunde verheilt nicht wieder." Ach, wenn doch alle erwachsenen Söhne und Töchter es erkennen und bedenken wollten, welch tiefen Kummer sie ihren Eltern durch ihren Leichtsinn bereiten, wie namenlos unglücklich sie dieselben machen! Wie schwer werden dereinst die Thränen eines alten Vaters, einer trostlosen Mutter die Wagschale der göttlichen Gerechtigkeit sinken machen! Ohne Zweifel war es lediglich der Glaube, das feste Vertrauen auf Gott und seine heilige Mutter, womit Frau Marten sich aufrecht zu halten vermochte. Mehr als je gedachte sie jener Maiandacht im Pensionate, da sie und Marianne Löwen Marienkinder geworden, und ihr alter ehr-

würdiger Religionslehrer die bewußte Predigt gehalten hatte, „von Mariens Liebe und Sorgfalt für die armen Sünder, und wie sie nicht raste, noch ruhe, bis das verirrte Schäflein aufgefunden und heimgebracht worden zur Heerde," wie sie alles das an ihrer armen Freundin selbst erfahren hatte, und in dieser Erinnerung zwang sie ihre Seele zur Ruhe und Zuversicht. „Du Zuflucht der Sünder! Du Trost der Betrübten!" so grüßte sie Tag für Tag die heilige Jungfrau und wartete und hoffte. Das Gebet einer Mutter dringt durch die Wolken direkt an Gottes Herz. Tausend Beispiele sagen uns das.

Nicht am wenigsten litt die kleine Marianne unter dem schweren Drucke, der auf der Familie lag. Zwar hielt sie sich äußerlich überaus fest und tapfer. Keine Klage kam über ihre Lippen, und wenn immer von Leo die Rede war, hatte sie schonende, entschuldigende Worte für ihn. All' ihre Heiterkeit bot sie auf, des lieben Vaters Schwermut zu zerstreuen, und mit der Mutter scherzte sie wie ehedem in harmloser Weise. Bei genauer Beobachtung aber ließ sich wohl erkennen, daß ihr rundes Gesichtchen schmäler, ihre Wangen bleicher, ihre Augen minder strahlend waren als sonst. Nur gegen ihre Freundin Elisabeth erleichterte sich das arme Kind zuweilen in einem recht herzlichen Seelenaustausche über alles, was es bedrückte. Ach, es war nicht Leo's Sünde allein, nicht blos sein Leichtsinn und seine Flucht, worunter sie litt, nein, durch seine Abwesenheit erwuchs für Marianne noch ein anderes schweres Opfer.

Erst kürzlich hatte sie im Sprechzimmer des städtischen Waisenhauses eine lange Unterredung mit Schwester Benigna gehabt, welche die ganze Tiefe des Schmerzes bekundete, der sie gegenwärtig. beherrschte. „Geliebte Schwester!" schloß sie das

lange Zwiegespräch mit dieser geistlichen Freundin, „Sie dürfen mir glauben, ich weiß mir oft nicht zu raten, noch zu helfen. Von einer Seite ruft der göttliche Bräutigam immer lauter, immer mächtiger, und auf der anderen Seite stehen die geliebten Eltern, gebeugt von Kummer und Herzeleid, und erkennen in mir die einzige irdische Stütze, die ihnen verblieben und die sie eben jetzt nicht verlassen darf, ohne das göttliche Gesetz, ohne die kindliche Pflicht zu verletzen. Ich fühle oft, als sei ich in zwei Stücke gerissen, muth- und ratlos, was thun, was beginnen!

„Mein Kind," hatte die gottgeweihte Jungfrau sanft entgegnet, „es gibt ja allerdings im Leben oftmals schwierige und zweifelhafte Fälle, wo wir recht sehr der Erleuchtung des heiligen Geistes bedürfen, um uns ergeben zu fühlen, nachdem wir das Rechte gewählt zu haben meinen. Hier aber liegt der Weg klar vor Ihnen, der gerade Weg Ihrer kindlichen Pflicht. Sie wissen, daß das Kloster nur in ganz besonderen Fällen die Erlaubnis der Eltern umgeht, während dieselbe sonst eine Bedingung zur Aufnahme bildet. All' Ihr Eifer würde Gott mißfallen, wollten Sie Ihr klösterliches Leben mit Ungehorsam gegen Ihre Eltern beginnen."

„Ich sage mir das selbst. Aber dann kommen wieder Stunden, da ich zu vernehmen glaube: „Wer mich lieb hat, verläßt Vater und Mutter, und folgt mir."

„Das ist in diesem Falle eine Versuchung, mein Kind, die Sie von sich weisen müssen. Der eigene Wille kommt unter allen Verhältnissen, und in allen Gestalten zum Vorschein, aber es gilt nur der Wille Gottes. Die christliche Charitas, die Sie sich mit dem Eintritt in unseren Orden, an der leidenden Menschheit zu üben vorgenommen haben, sollen Sie jetzt in weit vollkommenerem Grade an den armen Eltern üben, und aus diesem Opfer

werden Ihnen die gleichen Verdienste, der gleiche Segen und die gleiche Gnade erwachsen."

„Ach Schwester Benigna, mein schöner Traum!" schluchzte das Mädchen, das Gesicht in beide Hände begrabend. Es ist unter allen Umständen schwer, einen Lieblingsgedanken vernichtet, eine Hoffnung niedergestürzt zu sehen, und Marianne hatte schon seit Jahren in stiller Verborgenheit diesen Lieblingswunsch gehegt und seine Erfüllung kaum bezweifelt. Jetzt war sie allerdings selbst überzeugt, daß Vater und Mutter sie als ihr letztes Kleinod werthielten und unter keinen Verhältnissen nachzugeben entschlossen wären. —

„So bleibt mir keine Hoffnung, dem schönen, heiß ersehnten Berufe je folgen zu dürfen?" frug sie ein letztes Mal, und Schwester Benigna schüttelte schweichend das Haupt. Für einen kurzen Augenblick trat Todesbläſſe auf Marianna's Wangen, es war als sei ihr Urteil gesprochen, und die Notwendigkeit der Entsagung ließ alles Blut nach dem Herzen strömen.

„Kommen Sie, mein Kind, in unser Liebes Heiligtum, wir wollen dort beide unser Opfer bringen. Auch mir ist es ein solches. Ich hatte mich schon so sehr auf die kleine Candidatin gefreut, die als Muster unserer Gemeinde leuchten sollte. Sprechen wir unser gemeinsames „Fiat!"

Wohl eine halbe Stunde knieten beide vor dem Altare in der kleinen Hauskapelle der Schwestern, und milde schaute die hehre Himmelsfrau herab zu ihren Kindern. Ermutigt und gestärkt erhoben sich beide, und Schwester Benigna sprach durch ihre Thränen lächelnd: „Gottes Wille sei allezeit gelobt und angebetet! Vertrauen Sie nur, mein Kind! der göttliche Heiland holt sich die Braut, wenn er ihrer bedarf."

Das bitterste war geschehen. Marianne's heiliger Engel trug ihr Opfer zum Thron des Allmächtigen.

V.

Der deutsch-französische Krieg war ausgebrochen und hatte zahllose Familien in Schrecken und Jammer versetzt. In dem großen allgemeinen Elende ging der Kummer des einzelnen unter. Jetzt waren viele Eltern, die den hoffnungsvollen Sohn beklagten, und im Geiste an seinem Grabe weinten. Freilich war der ehrenvolle Tod fürs Vaterland nicht so bitter, wie die Verschollenheit des Verirrten. Man durfte um den Gefallenen weinen, dessen Stirne das Ehrenreis des Siegers bekränzte, während man im Falle der Familie Marten das Verschwinden des Sohnes als einen stillen Schmerz tragen mußte, den man nicht gern mit anderen teilte. Doch war auch diese Trauer milder geworden. Allerorts war die Teilnahme angeregt, in welcher der engherzige Egoismus untergehen mußte. Man wetteiferte in Hilfeleistungen und Beweisen werkthätiger Barmherzigkeit. Auch der Ärmste legte sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes, für dessen treue Söhne, die so mutig verbluteten; und jede Woche sah man neue Verpflegswagen nach den Schlachtfeldern abgehen mit Pflegerinnen und Krankenwärtern, die armen Verwundeten zu trösten und ihnen den Tod ferne der Heimat und den lieben Angehörigen, soweit dies möglich war, zu erleichtern.

Die Spitäler der Stadt hatten alle entbehrlichen Kräfte nach Frankreich gesendet, nur die nötigsten Schwestern waren zurückgeblieben zur Besorgung der Leidenden. Aber auch eine große Menge opfermutiger Frauen und Jungfrauen, welche keine andere Pflicht in der Heimat festhielt, brachten ihre Bequemlichkeit, Leben und Gesundheit freiwillig dar, sich den geistlichen Orden anzuschließen und unter ihrer Leitung die Werke der Barmherzigkeit zu üben. Manches verborgene Talent kam hierbei zur Geltung, und was an Übung mangelte, ersetzte die Liebe, diese beste Lehr-

meisterin des Weibes, die es erraten läßt, wo es nicht weiß, und fühlen, wo es nicht begreift.

Auch die Familie Marten wollte jetzt hinter den Opfernden nicht zurückstehen. Nur schüchtern hatte Marianne die Bitte ausgesprochen, sich an jenen Liebeswerken zu beteiligen und war damit nicht nur auf keinen Widerspruch gestoßen, sondern hatte sogar bereitwilliges Gehör gefunden. Ohne je darüber zu reden, wußten Vater und Mutter recht wohl, daß sie aus Liebe für sie ein schweres Opfer gebracht hatte, und fanden eine gewisse Sühne hiefür in der Gewährung, daß sie sich einem Samariterzug, der unter Schwester Benigna's Leitung nach einem der Spitäler bei Versailles abging, anschließen dürfe. Dankbarst nahm Marianne diese Erlaubnis entgegen, — sie konnte jetzt wenigstens teilweise ihrem längst erwähltem Berufe genügen, — und legte ihrer Freundin Elisabeth die Sorge um die geliebten Eltern ans Herz.

„Vertritt Du meine Stelle," bat sie, „bis ich wiederkehre," und begab sich dann noch nach der Kapelle der barmherzigen Schwestern im Waisenhause, die heilige Jungfrau und Mutter Maria um Schutz und Beistand anzuflehen.

Von dem Segen ihrer Eltern begleitet, reiste sie nach Frankreich ab.

Wir sind in einem der Spitäler zu Versailles. Die Gewalt des Krieges ist gebrochen, die Macht der Liebe in vollster Thätigkeit. Unermüdet walten hier die Töchter des heiligen Vincentius, diese Heldinnen im Friedenskleide, deren bloßer Anblick den bärtigen Kriegsmann bis zu Thränen rührt und den Schmerzgequälten ruhig und zufrieden macht. Junge Mädchen sowohl als ältere Frauen stehen ihnen zur Seite, die nötigsten Hilfeleistungen zu bieten.

Lautlose Stille herrscht in dem luftigen Raume, denn geräuschlos gleiten sie hin und wieder, die Engel in dunklem Gewande. Nur hie und da läßt sich das Stöhnen der Schwerverwundeten und Sterbenden vernehmen.

An einem der Betten sitzt Marianne von Marten im weißen kleidsamen Häubchen der Pflegerinnen und hält die Hand eines jungen Soldaten in der ihrigen fest. Mitleidig ruht ihr Blick auf den todmatten Zügen. Das Haupt ist verbunden wie der Arm. Die geisterhafte Blässe zeigt von schwerem Blutverluste. Drei Wochen durch hatte der junge Patient mit dem Tode gerungen, doch hat die kräftige Natur endlich den Sieg davon getragen; wenn schon widerstrebend, ließ der Tod die bereits erkorene Beute fahren. All' diese Tage und Nächte war Marianne nicht von jenem Bette gewichen und hatte tapfer mitgekämpft, den Kampf gegen Grab und Verwesung.

Wir haben schon oft gelesen, daß sich der liebe Gott nicht leicht von uns Menschen an Großmut übertreffen läßt, und daß er namentlich jene Opfer gern lohnt, die wir dem eigenen Willen mühsam abgerungen haben. So war's auch hier gewesen. Und das Herz der kleinen Samaritanerin floß heute von reinster Seligkeit über. Der junge Soldat war Leo, der heißbeweinte, verirrte und wiedergefundene Bruder.

Um sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen, war er unter fremdem Namen vom Elternhause geflohen. Er glaubte der Mörder seines Gegners zu sein. Wohl fand er nachher bald die Anzeige seines Vaters, die wenigstens nach einer Richtung hin Beruhigung gewährte; er fürchtete jedoch zugleich die große Menge seiner Gläubiger, deren Befriedigung seine Kräfte überstieg, und blieb ferne. Schon in der Heimat hatten Wohlleben, Trunk und Spiel enorme Summen aufgezehrt, und auch jetzt fanden sich wieder schlechte Kameraden, unselige Schmarotzer, die sich dem

sittlichen Unkraute gleich an ihn drängten und seine letzten guten Regungen erstickten. Bald war der Jüngling neuerdings im Netze der Versuchung gefangen. Unter falschem Namen fristete er Anfangs durch Abschreiben und ähnlicher Beschäftigung ein erbärmliches Dasein. Sein Weg führte ihn endlich nach Hamburg, ins Paradies der Geldgierigen, in die Hölle aller Leidenschaften. Reich und unabhängig wollte Leo heimkehren. Er spielte mit Glück, er doublierte fort und fort und gewann große Haufen Goldes. Mit fliegendem Atem, mit glühenden Augen setzte er das Spiel fort und verlor mit einem Schlage alles. Aber er wollte das Glück zwingen. Er gab das letzte hin, was er an Wertsachen bei sich trug, seine Uhr, einen Ring, alles dessen er sich entäußern konnte, und verließ Hamburg als Bettler. Neuerdings mußte er arbeiten, um das tägliche Brot zu erwerben.

Oft mahnte sein Gewissen, oft war er auch dem Selbstmord nahe, fühlte sich aber immer, wie durch eine geheime Macht, von diesem Verbrechen zurückgehalten. War es die Gewalt der Elternliebe, war's das Gebet seiner frommen Mutter, genug, er ging in der Versuchung nicht unter.

Oft drängte es ihn heimzukehren, zu den Füßen seines Vaters Verzeihung zu erflehen, aber falscher Stolz hielt ihn zurück. Die Stunde der Gnade war noch nicht gekommen. Da brach der Krieg mit Frankreich aus, der in jedes deutschen Mannes Herz das Feuer der Begeisterung warf. Sogleich meldete sich Leo zu den Waffen. Der Krieg ist keine Spielerei. Er ist bitterer, schlimmer, blutiger Ernst. Verschiedene Male sah Leo dem Tode ins Auge, und angesichts dieser steten Gefahr nahm er Einkehr in sich selbst. Bei der Cernierung von Paris wurde er schwer verwundet. Die frommen Ordensfrauen boten alles auf, um der armen Seele, wenigstens den letzten Trost zu verschaffen, aber der

Sterbende lag in hitzigem Fieber, von Gewissensqual und Todesfurcht sichtlich verzehrt.

Als er endlich wieder zu sich kam, fand er eine junge Wärterin an seinem Lager, — und in ihr die geliebte Schwester Marianne. Sie brachte Trost und Ruhe; sie versicherte ihn der Liebe und Verzeihung der Eltern, das Übrige vollendete die Gnade.

Nächsten Tages, es war ein Samstag, der der lieben Gottesmutter geweihte Tag, legte er eine reumütige Beichte ab und empfing die Sakramente der Sterbenden. Aber die Gefahr ging vorüber. Leo genas nicht allein körperlich, sondern noch mehr geistig, und gab rührende Beweise aufrichtigster Reue.

Die Oberin des Spitals, Schwester Benigna, wachte wie eine Mutter über die beiden Geschwister und nahm die erste günstige Gelegenheit wahr, um sie ungefährdet nach Deutschland zurückzusenden. Sobald man wagen durfte Leo zu transportieren, — denn seine völlige Genesung konnte er ja zu Hause abwarten — nahm ihn und seine Pflegerin ein bequemer Samariterwagen auf. Nur zweimal hatte Marianne an die Eltern geschrieben. Das erste Mal lautete ihre Nachricht:

„Bin wohl in Versailles angekommen, habe Leo gefunden. Er ist schwer verwundet, aber wir haben Hoffnung für seine Erhaltung."

O wie schlugen die liebenden Herzen der Eltern voll des Dankes bei solcher Mitteilung, wie priesen sie gemeinsam die wunderbaren Führungen des Herrn!

Vor dem Vesperbilde der Klosterkirche lag die Mutter auf den Knieen und rief hinauf zu ihr: „Du wirst Dich meiner erbarmen, Mutter der Gnade, Du wirst mich den Sohn nicht finden lassen, um ihn wieder zu nehmen." Und neben ihr kniete Elisabeth, und weinte vor Schmerz und vor Freude.

Der zweite Brief lautete:

„Leo ist genesen, wir kommen in acht Tagen."

Und nun sitzt er wieder im Kreise der Seinigen. Alles ist verziehen und vergessen, — nein, nicht doch, sie wollen die Wunder der göttlichen Gnade nie vergessen, sondern ewig ihrer gedenken. Auf Leo's Wangen kehren die Rosen der Gesundheit zurück, er wird bald wieder stark und frisch sein, und dann alles Versäumte wieder nachholen. Er hat viel gelernt draußen in der Fremde, hat seine Jugendthorheit redlich abgebüßt, und will jetzt mit Gottes Hilfe ein anderes rechtschaffenes Leben beginnen.

Seine Eltern leben wieder neu in ihm auf. Glück und Freude sind ja Arzneien, die ihre Heilwirkung nie verfehlen. Sobald die Ordensfrauen aus Frankreich heimkehren, wird Marianne aus der Welt scheiden und das Novizenkleid des geliebten Ordens erhalten, nachdem ihr Herz sich schon seit Jahren sehnt. Als Tochter des großen Heiligen kann sie ihrem großmütigen Herzen genügen, und ihr Leben täglich für andere zum Opfer bringen, wie sie das schon einmal als Kind gewollt hat. Sie darf nicht einmal über die Vereinsamung ihrer alten Eltern betrübt sein, denn Elisabeth hat wiederholt strenge Einkehr in sich genommen und erkannt, daß sie doch eigentlich keinen Klosterberuf habe, sondern lediglich um Marianne's Willen ihr nachgefolgt wäre.

Aus Freundschaft geht man nicht ins Kloster, und der liebe Gott will unser ganzes Herz.

Elisabeths Herz ist nicht mehr ihr Eigen, sie hat es mit Leo geteilt, und will als fromme Frau und Mutter ihre Pflicht erfüllen, und den teuren Eltern die Tochter ersetzen.

So wird Gott alles zum guten Ende führen, und Maria's Mutterschutz hat wieder sichtlich über ihren Kindern gewaltet.

Lasset die Kleinen zu mir kommen.

Es ist Weihnachtsabend. Der Himmel sendet Tausende und Abertausende von blendendweißen Flocken zur Erde. Sie soll ja das Brautkleid tragen, wenn der Gottessohn herabkommt aus dem Schoße des ewigen Vaters, um sich in den Staub des Vergänglichen zu kleiden. Das Thermometer zeigt auf wachsende Kälte, der gefrorne Boden knistert und ächzt unter den Fußtritten der hin- und widereilenden Menge. Allerorts hat man heute zu schaffen und zu laufen. Freude strahlt auf den meisten Gesichtern und das Bewußtsein Freude zu machen, das höchste, das die Menschenbrust beglücken kann, verklärt sie. Jedermann trägt ein Päckchen mit sich; die Vornehmsten fahren in eleganten Wägen mit pelzverbrämten Kutschern bei den hellerleuchteten Verkaufsläden vor, um sich daselbst noch den Rest ihrer Überraschungen auszuwählen. Hinter den Fenstern der Häuser drücken sich rosige Kindergesichtchen dicht an die Scheiben, und blinzende Äuglein spähen hinab auf die Straßen und die vorübereilenden Menschen. Was sie nur tragen? Was ihnen das Christkindlein wohl mitgegeben hat? Und wenn es nur doch endlich einmal Nacht würde, damit man all' die Herrlichkeit genießen und den Christbaum sehen könnte mit den goldenen Äpfeln und seinem süßen Zuckerwerk und den vielen

strahlenden Kerzen! Ja wohl, Weihnachtsfreude! Weihnachtsglück! „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" Weihnachtsglück! Aber nur für die Glücklichen. Viele Hunderte von Armen und Elenden wissen nichts davon. Die werkthätige Liebe reicht zwar — dank ihrem nimmermüden Streben, dank ihrer unverdrossenen Aufopferung — unendlich weit, aber alle Unglückliche vermag sie dennoch nicht zu erreichen. Da sind noch viele, denen der Weihnachtsabend Kälte und Hunger, Blöße und Elend bietet, wie jeder andere Tag; da sind viele, welche, stumpf geworden im Kampfe mit dem unversöhnlichen Geschicke, oder verbittert durch die Hartherzigkeit und Lieblosigkeit der andern, an keine Freude mehr glauben. Es kann dem Menschen auch die Freude zur Fabel werden! Es gibt so viele arme Kinder, deren Sinn für das Gute und Schöne nicht erstorben, deren schuldloses Herz so empfänglich ist für jeden Sonnenstrahl, der es erwärmt, und doch wissen sie nichts von Weihnachtsfreude! Sehnsüchtig schauen die Augen nach den Auslagen der Kaufläden, verlangend streckt sich das magere Händchen nach so vielem Schönen aus, gierig lauscht das Ohr dem Angebote der Verkäufer, — für arme Kinder hat das Christkindchen nichts zu bringen! Und doch ist's ja gerade für euch gekommen, ihr armen, armen Kleinen, und hat sich in euer schlichtes Hemdlein gehüllt, und Frost und Entbehrung getragen, wie ihr. Wie möchte ich euch bemitleiden, daß ihr so ausgeschlossen seid von all' der frohen Weihnachtsseligkeit! — Tröstet euch aber immerhin. Das wahre Glück ist nicht auf dieser Welt, es ist drüben im Jenseits! Dies Leben ist kurz und flüchtig. Und auch euer Elend wird ein Ende nehmen! Auch euer Christbaum strahlt im Jenseits in unvergänglicher Schönheit! Es muß ja so sein. Gott ist gerecht und barmherzig.

Vor einem besonders prächtigen Galanterie-Laden in einer

der belebtesten Verkehrsstraßen der Hauptstadt kauerte ein kleiner Knabe und blickte unverwandten Auges ins Innere des hellerleuchteten Raumes. Das glänzende Licht wirkte wahrhaft magisch auf die einzelnen geschmackvoll geordneten, in vollkommenster Harmonie ausgebreiteten Gegenstände. Der Junge im zerlumpten Kittel, dem fadenscheinigen Höschen und den durchgelaufenen Schuhen schien alles rings umher zu vergessen. Er war in einem einzigen entzückenden Anblicke verloren. Am Fenster war nämlich ein Gemälde ausgestellt, dessen glühende Farben, noch mehr aber dessen Gegenstand selbst seine ganze Aufmerksamkeit fesselte, und das er immer wieder und wieder zu betrachten nicht müde wurde. Mit Aufgebot seiner ganzen, noch sehr geringen Lernweisheit bestrebte er sich, die Inschrift zu entziffern, die in gold'nen Lettern unten am Rande stund:

„La—s las—"

„Sieh nur, welch hübsches Kind," sprach eine vornehmgekleidete junge Dame, die soeben am Arme ihres Gatten nach der Eingangsthür jenes Ladens schritt, und von der seltenen Schönheit des armen Jungen gefesselt schien.

„Er ist in der That weit schöner, als viele andere Kinder seines Schlages," erwiderte der Herr, und wollte ruhig vorwärts gehen. Die Dame aber zögerte noch.

„Wie er frieren muß," fuhr sie fort, „sieh nur, welch prächtiges Gesichtchen, die großen, klugen Augen, und das goldne lockige Haar! Dieses Kind würde in feinen Kleidern den vornehmsten Eltern ein Stolz sein, meinst Du nicht auch, Walther? Ich möchte ihm gerne Schuhe kaufen."

„Ei, meine Liebe," versetzte der Gatte kühl, „wenn Du jedem hübschen Betteljungen mit schönen Augen neue Schuhe machen lassen willst, mußt Du schon auf das lange Verzeichnis der Christgeschenke verzichten, womit Du unsere eigenen Kleinen zu über-

raschen gedenkst. Man kann eben beim besten Willen nicht immer die Herzensgüte allein sprechen lassen." Damit that er einen Schritt vorwärts und drängte die mitleidige Regung, den edlen Entschluß seiner Gattin in den Hintergrund; diese warf noch einen traurigen Blick auf das Kind und verschwand alsbald unter der Thüre des Verkaufsgewölbes. Der Knabe aber kniete noch immer auf dem gleichen Platze.

„Was studierst Du denn so eifrig, kleiner Rob?" stieß ihn plötzlich ein größerer Knabe mit ziemlich derben Knochen und einem von der Kälte geröteten gutmütigen Gesichte an. Er trug einen großen Pack Zeitungen unter dem Arme, die er öffentlich zum Verkaufe feilbot. Beide Hände staken in seinen Hosentaschen und gab ihm diese Stellung ein etwas verwegenes Ansehen.

„Sieh nur das wunderschöne Bild!" erwiderte der Kleine seinem Kameraden, und deutete mit dem dünnen Fingerchen darauf; „was soll das nur heißen, was drunter steht?"

Wilhelm las laut und fließend: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!"

„Wer ist Der, der so spricht, Wil?"

„Der Heiland Jesus Christus, der göttliche Kinderfreund."

„Ist der schöne Mann mit dem blonden Barte, der einen kleinen Knaben auf dem Schoße hat, der Herr Jesus, Wil?"

„Ja; weißt Du denn gar nichts von Ihm?" frug Wilhelm fast mitleidig.

„Meine Mutter ist ja schon lange fort, ich weiß nicht, wann sie wiederkommt, und die alte Sally erzählt mir keine einzige Geschichte."

„Das ist aber auch keine bloße Geschichte, Rob, das ist lauter Wahrheit," belehrte der Zeitungsjunge den anderen mit einem gewissen Ernste. „Der Herr Jesus ist auf die Welt gekommen, um uns zu erlösen und uns den Himmel zu verdienen, den wir durch

die Sünde verloren haben, und als Er auf Erden wandelte, hatte Er besonders die Kinder über alles lieb."

„Ich hab' Ihn auch sehr lieb," beteuerte Rob in kindlicher Begeisterung über alles eben Vernommene; „kann ich auch zu Ihm kommen, wenn ich brav bin?"

„Freilich kannst Du das," antwortete sein junger Mentor; dann bot er wieder mit heller Stimme den Vorübergehenden seine Zeitungsblätter feil, und ward alsbald in ein Geschäft verwickelt, das ihn von Robert entfernte. Dieser erwiderte seinen Gruß mit freundlichem Nicken, wollte sich aber noch nicht von seinem Bilde trennen. Jetzt verstand er erst, was es vorstellte, und nun war's ihm doppelt wert geworden, und hatte allerlei Gedanken in dem armen kleinen Knaben erweckt. Warum gefiel ihm denn nur dieser schöne ernste Mann gar so ausnehmend wohl? Warum mußte er Ihn lieb haben ohne Ihn nur zu kennen? Es sprach etwas so Vertrautes aus den sanften Zügen, aus den Augen, die voll zärtlichen Wohlgefallens auf der muntern Kinderschar ruhten, die Ihn liebend umdrängte!

„Ach, wenn ich nur auch bei diesen glücklichen Kindern wäre!" dachte Robert traurig; „mich hat niemand lieb auf der ganzen weiten Welt als nur der Willi und die Nußnanni. Die Großmutter schlägt mich, wenn ich nicht genug Geld mitbringe, und ich mag nicht gerne betteln, und die andern erst — ach diese garstigen, bösen Menschen!"

Ein Ladendiener erschien jetzt plötzlich unter der Thüre und unterbrach des Jungen Selbstgespräch. Mürrisch befahl er dem Knaben, vom Fenster wegzugehen; er verstelle fast die ganze Auslage, — das schmächtige kleine Büblein verschwand beinahe unter dem kolossalen Fenster! — und sein zerlumpter Kittel nehme sich wahrlich nicht am schönsten aus, wenn so viele Gasflammen ihn beleuchteten! Robert wich allsogleich eingeschüchtert etwas zurück,

verlor jedoch deshalb sein geliebtes Bild nicht aus den Augen. Die liebreichen Worte unter demselben schienen dem kindlichen Verständnisse gar nicht im Einklange mit dem Betragen des Ladendieners — aber arme Kinder sind gegen derlei Behandlung schon abgehärtet. Sie sind es gewissermaßen gewöhnt, herumgestoßen oder beiseite gesetzt zu werden. Kaum war der übereifrige Kaufmannslehrling zu seinen Kunden zurückgekehrt, als auch noch ein Polizeimann Roberts Schulter anfaßte, und ihm rauhen Tones zurief: „Was stehst Du denn da so mitten in der Straße? Willst Du niedergefahren werden? Oder lässest Du Dir beigehen, zu betteln? He? Marsch, fort von da, oder ich nehme Dich mit mir auf die Polizei."

Derlei Drohungen machten keinen Eindruck auf den Kleinen; er mochte sie schon gar oft gehört haben, und zeigte nicht die geringste Furcht vor dem Polizeimanne. Im Gegenteile blieb er ruhig, als hätte er gar nichts gehört, auf seinem Platze stehen.

„Gefällt Dir denn dieses Bild gar so gut, mein Junge?" frug mit einemmale eine freundlichernste Stimme dicht in seiner Nähe. Robert blickte verwundert nach dem Sprechenden. Es war ein älterer Herr, in einen prächtigen Pelzrock gehüllt, mit edlen Zügen und einem schön gepflegten Vollbarte. Schon seit mehr als einer Viertelstunde hatte er das Kind unbemerkt beobachtet, und mit großem Mißfallen gehört, wie es der Ladendiener mit rauhen Worten von der Auslage zu entfernen suchte. „Komm mit mir herein, ich will Dir das Bild kaufen."

Roberts Augen strahlten. „Gehört es dann mir?"

„Freilich, mein Sohn."

„Darf mir's niemand wieder nehmen?"

„Niemand; Du wirst es Deiner Mutter zeigen, daß sie es Dir aufhebt."

„Ich habe keine Mutter."

„Deinem Vater dann.“

„Ich habe keinen Vater.“ Dabei stahl sich eine tiefe Wehmut über das reizende Gesichtchen des Kindes.

„Wo wohnest Du denn?“

„In einem alten, verfallenen Hause, Herr, da sind lauter arme Leute, die keinen Zins geben dürfen, und die nur nachts dorthin kommen; unter tags sind sie meistens auf der Straße.“

„Wer lehrt Dich denn etwas, mein Junge?“

„Niemand — doch ja, die Nußnanni, die hat mich ein wenig lesen gelehrt, aber wenn ich die Großmutter Sally bitte, daß sie mir auch etwas zeigt, dann schlägt sie mich oder sie schickt mich fort. Wenn ich erst einmal größer bin, komme ich in die Schule, dann lerne ich alles.“

„Heißt die Frau, bei der Du wohnst, Sally?“

„Ja.“

Damit ergriff der alte Herr das kleine kalte Händchen, und beide betraten den Laden. Die ungewohnte Pracht, die vielen Lichter blendeten fast das arme Kind, es schloß deshalb einen Moment die Augen und dachte selig bei sich selbst: „Es ist Weihnachten heute, und ich werde jetzt auch beschenkt, o wie das so schön ist!“

Wirklich ließ sich der vornehme Herr das Bild bringen und hielt es eine Weile prüfend in den Händen. „Befehlen Herr Graf auch einen Rahmen dazu?“ lispelte der junge Kommis, derselbe, der den kleinen Robert vorhin so hart angelassen hatte, im unterwürfigsten Tone zu dem hohen Kunden, nicht ohne den schlechtgekleideten Jungen etwas verächtlich mit seinem Blicke zu streifen. Den aber kümmerte diese Verachtung nicht. Er schwamm in reinster Seligkeit, und drückte im Gefühle seines Dankes wiederholt seine Lippen auf den Pelzrock seines Wohlthäters. Dieser hatte einen

passenden Rahmen gewählt und das Bild einfügen lassen. Es war ein einfaches, aber freundliches, anmutendes Gemälde.

„Ich danke viel tausendmal," sagte Robert so voll tiefer Empfindung, so voll des reinsten, ungetrübtesten Glückes, daß dem Geber die Augen feucht wurden vor Befriedigung.

„Nimm es mit Dir, mein Junge," entgegnete der Graf liebevoll, „und habe Ihn recht lieb, den göttlichen Kinderfreund; bedenke aber auch, daß Er nur gute, brave Kinder zu sich kommen läßt und nur solchen den Himmel verspricht."

Robert nickte, obgleich er nicht so ganz verstanden hatte, was der vornehme Herr damit meinte.

„Ich habe Ihn schon lieb —" beteuerte er treuherzig.

„Gib hübsch acht auf das Bild, mein Sohn; kannst Du es in Deinem Stübchen an die Wand hängen?"

Robert besann sich ein wenig, dann schüttelte er traurig das Köpfchen: „Aufhängen darf ich's nicht," sagte er betrübt, „sie nehmen mir's sonst weg; wenn die Großmutter Branntwein getrunken hat, nimmt sie alles mit sich fort und bringt es nicht wieder. Aber ich weiß schon, was ich thue, ich gebe es der Nußnanni, diese hebt mir's auf, die ist gut."

„Nun wohl, mache es so, Kind, und wenn Du mich brauchst, so frage nur hier in diesem Laden nach meinem Namen, man kennt mich, und Du kannst mich dann aufsuchen." Nach freundlichem Gruße schied der Herr von Robert. Er trug ein schönes Bewußtsein mit sich fort, denn er hatte im Sinne dessen gehandelt, der ja nicht nur die Kinder zu sich gerufen, sondern auch gesagt hat: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich selbst auf." Er hatte eine Wohlthat an dem verwaisten Knaben geübt, hatte dessen freudeleeres Dasein mit unbeschreiblicher Wonne erfüllt, und dadurch sicherlich das Wohlgefallen des göttlichen Kinderfreundes erworben.

Robert blieb noch einige Sekunden lang, im seligen Schauen seines neuerworbenen Schatzes versunken, zunächst dem Laden stehen, und wußte kaum, wie ihm geschah, als ihm eine junge Dame, die nämliche, die schon vorher an ihm vorübergegangen war, drei Zwanzigpfennigstücke in das Händchen drückte. Sie hatte nach vielem Suchen endlich ihre Auswahl getroffen, ihre mannigfaltigen Einkäufe gemacht, und trug verschiedene kleinere und größere Packetchen auf den Armen, während ihr Gatte nicht weniger beladen als sie selbst ihr zur Seite ging. Obwohl mit den Weihnachtsgeschenken für ihre lieben Kleinen beschäftigt, hatte sie doch den hübschen Knaben mit dem bleichen, ausdrucksvollen Gesichtchen nicht aus dem Sinn verloren, und sich jetzt beim Herauskommen gefreut, ihn noch fast auf derselben Stelle vorzufinden. Rasch schob sie ihm deshalb das kleine Almosen zu. Daß er schon von anderer Seite so über alles Erwarten war beschenkt worden, daß er im nämlichen Verkaufslokale wie sie selbst gestanden und eine Weihnachtsgabe erhalten hatte, war ihr inmitten der vielen Käufer völlig entgangen. Robert lief nun mehr als er ging, durch die lebhaft plaudernden Menschen einem abgelegenen Gäßchen zu, und war bald unter dem großen Thore eines alten, baufälligen Gebäudes verschwunden.

Der verwaiste Knabe stand in einem ekelhaften, unsauberen Hofraume, in welchem Scherben, Unrat und verdorbenes und abgenutztes Zeug in wüstem Durcheinander lag. Ein häßlicher Geruch erfüllte die Luft mit ungesunden Dünsten, und aus einem Zimmer des Erdgeschosses des Hintergebäudes drang heiseres Geschrei heraus in die dunkle Nacht.

Es hatte zu schneien aufgehört, und die Kälte sich noch bedeutend gesteigert. Am wolkenlosen Himmel glitzerten Tausende von Sternen. Sehnsüchtig blickte der Kleine zu ihnen empor.

„Dort oben ist meine Mutter," dachte er zärtlich und schickte ihr sein bestes Kußhändchen hinauf in die unerreichbaren Regionen. Noch lebte eine schwache Erinnerung in ihm an eine süße, süße Stimme, die ihn täglich in den Schlaf sang, und zwei wunderschöne große Augen, die alle Leute so freundlich und lieb anschauten. Ja, das war seine Mutter gewesen, und nun war sie fort und nicht wiedergekommen! —

„Die Mutter ist bei Gott, so hat mir Wil gesagt, und der Herr Jesus ist auch im Himmel, und alle braven Kinder dürfen zu Ihm kommen. Ich möchte am liebsten heute noch zu Ihm gehen."

„Donner und Doria!" unterbrach ein lautes Schreien die fromme kindliche Betrachtung, „her mit den Würfeln, Mutter Sally, her mit den Würfeln! 's ist Christnacht heute und wir wollen lustig sein."

Robert wagte jetzt nicht in die Stube einzutreten, obschon ihm die Zähne zusammenschlugen vor Frost, nachdem er lange so unbeweglich dagestanden war. Er kannte sie alle, wie sie da drinnen beisammen saßen, eine wilde Horde von Trinkern und Spielern. Schon etliche Male waren entsetzliche Dinge vorgefallen; er war Zeuge blutiger Raufhändel und gräßlicher Verwünschungen gewesen, und die Sklaven ihrer tollen Leidenschaft hatten oftmals den letzten Groschen hier gelassen in dem verdächtigen Schlupfwinkel, wohin ihre Habsucht sie geführt. Auch die Polizei war schon auf sie aufmerksam geworden, und hatte bereits zweimal die Spieler ausgehoben und in Gewahrsam gebracht, Karten und Würfel fortgenommen und Großmutter Sally mit Strafe belegt. Dann war einige Zeit niemand mehr hier gewesen. Etliche Wochen später hatte sich jedoch einer nach dem anderen wieder eingefunden, und sie trieben ihr verbotenes Spiel ärger denn je. Sally überließ ihnen gegen Entgeld ihr Zimmer,

wenn man einen schmutzigen, viereckigen Raum mit kahlen Wänden und mit feuchtem Lehmboden so bezeichnen kann. Mit ihrer Zustimmung kamen sie hierher, sie war die Hehlerin jener tiefgesunkenen Menschen, und mitten unter ihnen wuchs Robert auf, ein Lamm unter den Wölfen. War's sein heiliger Engel, war es der Geist seiner seligen Mutter. Das Gift des bösen Beispiels war noch nicht eingedrungen in das reine, unverdorbene Gemüt, und ein natürlicher Abscheu ließ den armen Kleinen zurückbeben vor jeglicher Berührung mit Rohem und Gemeinem. Er hatte sich immer von jenen lärmenden Gesellen ferne gehalten und zögerte auch jetzt, hineinzugehen in die warme Stube. Ängstlich hielt er seinen kostbaren Schatz an sich und lauschte aufmerksam was drinnen geschähe.

„Schwefel und Pech!" donnerte neuerdings eine rauhe Baßstimme, „werft ihn hinaus; hinaus mit dem Schuft, er hat falsche Würfel mitgebracht und will uns alle betrügen." Hierauf erhob sich ein wüstes, vielstimmiges Toben und Lärmen, ein Anklagen und Verteidigen, dazwischen hörte Robert die kreischenden Mahnrufe seiner Großmutter, welche Frieden zu halten befahl. Plötzlich ward die Thüre wieder weit aufgerissen; ein Qualm von Tabakrauch und Branntweingeruch drang in's Freie heraus und etliche streitende und ringende Gestalten kollerten übereinander auf den beschneiten Boden des Hofraumes.

Robert hatte sich schon gleich anfangs erschrocken hinter ein seitwärts stehendes Faß geflüchtet und entging dadurch glücklicherweise der Beobachtung der Betrunkenen. Diese hatten sich allmählich auf die Straße hinausbegeben und Frau Sally warf mit derben Scheltworten die Thüre wieder ins Schloß. Sie war jetzt in einem Zustande, den Robert am allermeisten fürchtete und leider sehr wohl kannte. Vom gefährlichen Getränk erhitzt, vom Lärmen der Streitenden geängstigt und in der Furcht, die Polizei

möchte abermals Kunde hiervon bekommen und einschreiten, warf sie Stühle und Krüge, kurz alles, was ihr in den Weg kam, polternd bei Seite, und hätte sicherlich auch für den fünfjährigen Pflegesohn nur Ohrfeigen und Mißhandlungen in Bereitschaft gehabt zum Empfange. Er war ihr ohnehin schon zu lange fortgeblieben, und sie hatte mehrmals nach der Straße geschaut, ob er denn noch immer nicht nach Hause käme. Robert aber schlich ängstlich an der Thüre der Großmutter vorüber, und eine schmale, finstere Treppe hinauf, deren Stufen den Sprossen einer Leiter glichen. An einer dunklen Thüre klopfte er an. „Wer ist's?" rief eine ziemlich schwache Stimme von innen.

„Ich bin's, Sally's Robert; darf ich hinein, gute Nanni?"

„Freilich, mein Bursche, komm nur!"

Das Kind mußte seine ganze Kraft aufbieten, um die Thüre aufzubringen, aber schließlich gelang es ihm doch, sie zurückzustoßen.

Jetzt stund er in einem feuchten, niederen Gemache, das nur eine recht armselige Lagerstätte, einen Tisch mit drei zusammengebundenen und geleimten Füßen und einen ebenso schlechten Stuhl enthielt. Auf dem letzteren stand ein irdener Krug ohne Henkel, auf dem Tische brannte ein schwach flackerndes Öllämpchen, im Bette lag eine Frau mit unschönen Zügen und schwarzen Haaren, die ihr wirr und ungeordnet über das blasse Gesicht hereinhingen. Das war des kleinen Roberts einzige Freundin, die Nußnanni, wie man sie nannte nach dem armseligen Erwerbszweige, mit dem sie ihr kärgliches Dasein fristete.

Jetzt war sie krank und bereits dem Tode nahe. Die Nußnanni hatte dem Knaben niemals ein rauhes Wort gegeben, sondern ihn im Gegenteile öfters vor Mißhandlungen geschützt, und ihm das Wenige gelehrt, was er konnte. Vom lieben Gott wußte das arme Weib selbst nur gar wenig, und hatte deshalb auch

nicht viel von Ihm erzählen können; aber es war keine Bosheit in dem verkümmerten Herzen.

„Robi, mein kleiner Schatz, komm her zu mir," sprach sie gutmütig und hielt ihm die abgezehrte Hand entgegen.

„Deine Hand brennt mich, Nanni," sagte das Kind erstaunt, und blickte verwundert in die schmerzverzerrten Züge der Leidenden.

„Ich leide Durst, Robi, und niemand hat sich nach mir umgesehen den ganzen langen Tag!"

„Soll ich Dir etwas bringen? Willst Du eine Orange oder Bier? Ich kann Dir beides holen, denn ich habe viel Geld, sieh' nur, sechzig Pfennige!" Dabei wies er triumphierend das Almosen der jungen Dame vor.

„Ach ja, Robi! Bring' mir Bier, ich schmachte, und es wird so gut schmecken. Sei lieb für mich, mein Junge, zum allerletztenmal!"

Dann drückte sie mit Leidenschaft das Lockenköpfchen des Kindes an ihr Herz und küßte ihm zu wiederholten Malen die goldenen Haare. Robert hielt mäuschenstille unter dieser zärtlichen Umarmung, er fühlte Thräne um Thräne niederfallen auf seinen Scheitel, und er wußte, daß es der armen Nanni wohl that, wenn sie weinen konnte. Nachdem sie ihn wieder losgegeben, lehnte er behutsam sein Bild, das er anfänglich auf den Tisch gelegt hatte, gegen die Wand, griff nach dem alten Kruge, lief zum nächstgelegenen Wirtshause und kehrte alsbald wieder zu der Kranken zurück. Sie langte mit zitternder Hand nach dem schäumenden Getränke und führte es eilig an die trockenen Lippen. Es erquickte sie sichtlich. Der Ausdruck der Erschöpfung wich vorübergehend einem gewissen Wohlbehagen. „Das hat mir gut geschmeckt, Robi, Gott vergelte es Dir!" sprach sie zu dem Knaben; „aber sag', Lieber, was hast Du denn dort hingestellt an die Wand?"

„O ein schönes Bild, Nanni, das mir ein guter Herr heute

gekauft hat. Ich habe es Dir mit gebracht, damit Du es mir aufbewahren mögest," und nun erzählte er mit der naiven Umständlichkeit des Kindes die ganze Geschichte jenes Bildes mit allen Nebenumständen und Ereignissen, bis zum Momente, wo er bei ihr eingetreten. Lange hielt Nanni ihre ernsten Augen auf das Gemälde gerichtet. „Der göttliche Kinderfreund hier erinnert mich an Deine selige Mutter, Robi, sie hat dieselben schönen, sanften Augen gehabt."

Das also war's, was den armen Knaben so unwiderstehlich an dem Bilde anzog? Die Stimme seines Herzens, die Stimme der Natur, die ihm das Mutterauge ins Gedächtnis rief. Und deshalb hatte er sich nicht davon trennen können.

„Wirst Du mir das Bild aufheben?" frug er abermals.

„Ich kann es nicht, Robi, denn ich sterbe, ich fühle es, der Tod sitzt mir bereits im Herzen."

„Geh' nicht von mir fort, Nanni! Stirb nicht!" bat der Knabe schmerzlich.

„Rob, ich muß Dir etwas sagen. Merke wohl auf. Geh' morgen mit diesem Bilde zu dem vornehmen Herrn, der es Dir geschenkt hat. Wil weiß ihm schon in jenem Laden nachzufragen und wird gerne mit Dir gehen — dann sage ihm, er möge zur alten Sally kommen, und ihr den Brief abverlangen, den Deine selige Mutter geschrieben hat. Sie hat ihn aufgehoben, ich weiß es gewiß. Die alte Sally ist nicht Deine Großmutter" — eine seltsame Bewegung ging bei diesen Worten über die kindlichen Züge Roberts, als sei er unwüllkürlich froh, ihr nicht anzugehören — „sie hat Deine Mutter gepflegt, als sie krank war, und auch, da sie starb, war die Sally bei ihr; dann hat sie Dich behalten als ihr eigen Kind." Die Kranke preßte krampfhaft die Hand aufs Herz, der Atem kam nur mühsam hervor, die Züge veränderten sich —

„Willst Du nochmals trinken?“ fragte der kleine Rob, über ihr Aussehen erschrocken.

„Nein, nein, bete Kind, bete, ich muß sterben,“ hauchten die bläulichen Lippen, während die Augen entsetzt und unstet von einer Ecke der Stube in die andere wanderten.

Robert wußte sich nicht zu helfen; er konnte die Sterbende nicht verlassen, das sah er wohl ein, und sonst war niemand in der Nähe, der einen Priester hätte holen können, um mit der alten Nanni zu beten. Ihm selbst war eigentlich nicht klar, was er beginnen sollte, er wußte kein Gebet, hatte nie ein Gebet gelernt — da — ja das war gewiß von seinem Schutzengel eingegeben — da kam ihm sein schönes Bild in den Sinn; er stellte es schnell auf Nanni's Bett, gerade so, daß ihr Auge darauf ruhen konnte, und sprach dann freundlich sanft: „Liebe Nanni, wir bitten jetzt zusammen den Herrn Jesus, daß Er uns das Himmelreich schenken wolle, nicht wahr?“ Hierauf kniete der Kleine neben ihrem Bette nieder, faltete andächtig die Hände, wie er es schon öfters bei Erwachsenen gesehen hatte, und betete langsam und innig: „Herr Jesus Christus, Du bist auf die Welt gekommen, um uns den Himmel wieder zu verdienen, und hast besonders die Kinder so lieb gehabt. Laß mich jetzt nicht umsonst rufen; ich bitte Dich, laß die gute Nanni auch zu Dir kommen.“ Das war alles, was ihm sein kindliches Herz eingab, und es war genug. Sein heiliger Schutzengel trug das Gebet in gold'ner Schale hinauf zu Gott. Die Kranke aber verschied, während er noch betete, und ging sanft hinüber ins bessere Leben. Hat sie Erbarmen gefunden vor Gottes ewiger Gerechtigkeit? Hat das fromme Flehen des unschuldigen Kindes, das sie bemitleidet, und dem sie manches Gute erwiesen, ihr den Himmel eröffnet? Gott lohnt ja den Trunk Wassers, dem Durstigen gereicht — und selig sind die Barmherzigen — sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Robert hielt furchtlosen Herzens die Totenwache bei seiner hingeschiedenen Freundin. Er kauerte auf dem Boden, sein teueres Bild mit beiden Armen umfassend und das blondgelockte Köpfchen müde gegen die Bettstelle gelehnt. So fanden sie ihn andern Morgens eingeschlafen. Welch sonderbarer Gegensatz! Hier das blühende Kindergesicht, die Röte gesunden Schlafes auf den schmalen Wangen, das Lächeln eines frohen Traumes auf den halbgeöffneten, vollen Lippen — dort eine abgezehrte elende Gestalt, mit starren Leichenzügen — ein im täglichen Kampfe mit Not und Jammer gebrochenes Herz. Und diese beiden hatten sich so innig lieb gehabt! Jene Tode hatte das beste ihres Empfindens dem verwaisten Kinde geschenkt und war seine einzige Freundin gewesen.

Bat sie auch jetzt für ihren kleinen Liebling?

Robert that, wie ihn die Verstorbene geheißen; er hatte gleich am frühen Morgen seinen Kameraden aufgesucht und dieser glücklich Name und Wohnung des Grafen erforscht. Dieser saß eben in seinem äußerst eleganten Gemache beim Frühstücke, die brennende Havanna im Munde, in die Lektüre einer Zeitung vertieft, als ein Livreediener zwei kleine Betteljungen meldete, die mit großer Bestimmtheit vorgelassen zu werden baten. Lächelnd befahl der Graf, sie hereinzubringen, und alsbald erschien sein wohlbekannter Schützling von gestern abend in Begleitung eines größeren Knaben unter der Flügelthüre seines Zimmers, wo sie beide schüchtern stehen blieben.

„Was bringt Dich zu mir, kleiner Robert?“ rief er, und winkte mit der Hand, daß er näher komme, aber Wilhelm hatte sich heute vorgenommen, die Rolle des Beschützers zu spielen und bis ans Ende durchzuführen. Er machte eine ziemlich ungelenke, jedoch wohlgemeinte tiefe Verbeugung, wobei er mit dem rechten

Fuße nach hinten ausschlug, und seine abgenutzte Mütze etwas verlegen zwischen seinen Fingern drehte, und begann seine Anrede:

„Die Nußnanni ist gestern abend gestorben und der Rob war bei ihrem Tode zugegen; sie hat ihm dann ganz heimlich gesagt, daß die alte Sally nicht seine Großmutter sei und er solle zu Ihnen gehen und bitten, daß Sie mit der Sally sprechen und sich den Brief geben lassen, den seine Mutter geschrieben hat. Die Sally bewahrt ihn auf." Der Graf hatte die etwas verwirrte, doch immerhin verständliche Rede des Knaben aufmerksam und ohne ihn zu unterbrechen zu Ende gehört und schweigend seinen Entschluß gefaßt. „Bleibt ihr beide einstweilen hier," befahl er den erstaunten Kindern, „ich will euch ein Frühstück auftragen lassen, und dann mögt ihr euch nach Belieben die Zeit vertreiben bis zu meiner Heimkehr. Robs Zukunft fordert meine Abwesenheit."

Während sich nun Wilhelm im seligen Übermute seiner Jugend an der Seite Roberts in den schwellenden Kissen des samtgepolsterten Sophas behaglich niederließ und beide sich an einem köstlichen Kaffee, wie sie noch nie in ihrem Leben einen gekostet hatten, gütlich thaten, eilte der edle Menschenfreund, von dem Verlangen, ein gutes Werk zu thun und möglicherweise auch ein dunkles Geheimnis aufzudecken, beseelt, durch die belebten Hauptstraßen nach einem entlegenen Seitengäßchen in das Stadtviertel der Armen. Bald stand er vor jenem alten Thore und trat über den unsauberen Hof in die Stube der alten Witwe Sally. Sie war zu Hause und betrachtete den vornehmen Besuch anfänglich nicht ohne einiges Mißtrauen. Nachdem er jedoch sehr herablassend mit ihr zu sprechen begann, und sich auf jede Weise bemüht hatte, ihr Vertrauen zu gewinnen, nachdem er sich besonders durch ein blinkendes Goldstück, das er ihr in die Hand drückte, in ihrer Zuneigung festgesetzt, wurde es ihm leicht, sie über vieles zu befragen, was ihm wissenswert schien. Unter fort-

währenden Beteuerungen ihrer Uneigennützigkeit erzählte sie ihm verschiedene Momente aus Roberts Leben, und ging in dieser Beziehung höflich auf alle seine Wünsche ein. Als der Graf aber auch jenen Brief zu sehen verlangte, den sie in Besitz haben sollte, da zögerte Frau Sally, diesen vorzuzeigen.

„Gott wird es wissen, Euer Gnaden," beteuerte sie wiederholt, „ich habe eine ehrliche Frau an dem Jungen gemacht. Ich habe ihn auf meine Kosten erhalten bis zum heutigen Tage." Daß Robert, ein selten schönes Kind, zum Straßenbettel wie nicht leicht ein anderes geeignet war, verschwieg die schlaue Alte klugerweise; der vielgewandte Menschenkenner aber begriff den Hauptbeweggrund ihres bisherigen Handelns vollkommen, und wußte gar wohl, was er von dem eigentlichen Erbarmen dieser Frau zu halten habe.

Wiederholt drang er jetzt in sie um Herausgabe des Briefes, und schreckte sie endlich mit der Drohung, er müsse sie gerichtlich belangen, daß sie, gleichviel aus welchen Gründen, den kleinen Robert widerrechtlich seinen eigenen Verwandten vorenthalten habe. Zitternd willfuhr jetzt das verkommene Geschöpf seinen Wünschen, holte das wichtige Schriftstück aus der Ecke einer Kommode hervor und reichte es dem Grafen zur Einsicht. Hastig überflog er dessen Inhalt; wiederholt entfuhren dabei Ausrufe der Erregung und Verwunderung seinen Lippen, dann steckte er das kostbare Schreiben zu sich und begann mit ernstem, aber nicht ungütigem Nachdrucke zu Frau Sally zu sprechen: „Es soll Euer Schaden nicht sein, gute Frau, daß Ihr mir bereitwillig gegeben, was ich außerdem mit Gewalt hätte erzwingen müssen. Ich will Euch dafür nicht nur reich bezahlen, sondern auch von jedem weiteren Strafantrage abstehen; dagegen verlange ich reine Wahrheit über Roberts und seiner Mutter Vergangenheit zu erfahren."

„Die will ich Euer Gnaden sagen. Roberts Vater war ein

Künstler, der aber bald nach seiner Verheiratung schon in die Hände von Spielern fiel, Pinsel und Palette an den Nagel hing und viele Tage und Nächte in Spielhöhlen zubrachte. Dabei ging das Vermögen immer mehr zurück, das Glück war ihm nicht günstig, und zuletzt griff er in seiner Verzweiflung zum Glase. Man trinkt gerne, um sein Elend zu vergessen, Euer Gnaden," sagte das alte Weib, wie sich selbst entschuldigend, „und das war auch bei dem jungen Maler der Fall. Er machte sich im nüchternen Zustande schwere Vorwürfe, weil er seine schöne Frau noch fast als Kind ihren Eltern zu entlaufen beredet und mit sich ins Elend gestürzt hatte. Die Reue hilft aber nichts bei uns Armen, denn wir fallen immer wieder auf unsere alten Füße und kommen mit allen guten Vorsätzen nicht mehr auf ein grünes Zweig."

„Weil Ihr selbst nicht wollt; mit ernstem Willen könnte vieles geschehen," wendete der Graf kopfschüttelnd ein."

„Als die beiden Künstlerleute hierher ins Armenhaus kamen," fuhr Sally fort, „war ihre Not bereits aufs höchste gestiegen. Sie hatten einen wunderhübschen Jungen von zwei Jahren, den Rob, bei sich, und dieser war noch der einzige Trost der jungen Frau. Nur mit dem Kinde sah ich sie zuweilen lächeln, sonst lag beständig ein erdrückender Kummer auf ihrem zarten Gesichte. Sie muß guter Leute Tochter gewesen sein, denn ihre Sprache und ihr Benehmen war viel feiner und gebildeter als das, wie es bei uns armen Leuten zu finden ist; sie verkehrte auch nicht mit uns, redete nur das Notwendigste und saß sonst meist über ihre Arbeit gebückt. Dabei liefen ihr die Thränen über die eingesunkenen Wangen herunter. Mit ihren Händen suchte sie sich selbst und die Ihrigen vor dem Hungertode zu schützen; ihr Mann war im nüchternen Zustande zärtlich und reuevoll gegen sie, aber wenn er getrunken hatte, war er ein wildes Tier, er schlug und mißhandelte sie, und dieser Zustand der Trunkenheit ward immer

häufiger, jener der nüchternen Besinnung immer seltener. Eines Tages brachte man ihn tot hierher. Man hatte ihn aus dem Wasser gezogen, in das er vermutlich in seiner Trunkenheit gestürzt war; darnach fiel sein junges Weib in eine schwere Krankheit, ich pflegte sie Tag und Nacht, und wir meinten alle, sie müsse sterben; jedoch die Jugend siegte noch einmal. Sie lebte fort, aber nur mehr als Schatten dessen, was sie zuerst gewesen war; ihr Herz war gebrochen; sie mußte ihn doch unendlich lieb gehabt haben und konnte ihn nicht wieder vergessen. Das Fieber zehrte sie langsam auf; zu jener Zeit schrieb sie diesen Brief und bat mich, ihn aufzubewahren bis nach ihrem Tode; ich hielt sie in meinen Armen, als sie starb und der kleine Rob saß auf ihrem Bette und lachte laut auf, als sie zu röcheln begann; erst da sie so blaß und kalt und stille lag, fing er zu weinen an und wollte sich nicht trösten lassen viele Wochen lang. Ich dachte mehrmals, ich solle die Eltern der jungen Frau aufsuchen und ihnen das Kind übergeben, aber —“

„Nun aber? Geschah denn niemals eine Nachfrage um das jungvermählte Paar?“

„Sie lebten unter einem falschen Namen hier. Nach dem Tode der Frau ersah ich aus dem Briefe die Adresse ihrer Eltern, sie sind gar nicht weit von hier. Einmal kam auch ein Schreiben hierher, ob sich kein Kind jener im Armenhause verstorbenen Julie N. bei uns befände, aber —“

„Ihr stocktet schon vorhin, Frau Sally, was soll dies aber?“

„Ich hatte nun einmal einen Narren an dem Rob gefressen und wollte ihn nicht von mir lassen; ich sagte deshalb, das Kind sei vor der Mutter gestorben.“

„Nun wohl, ich weiß genug, und danke Euch für das offene Geständnis. Seid ohne Sorge, ich will Euch helfen, so gut ich es vermag, und auch der falschen Würfel und des verbotenen

Spieles will ich keine Erwähnung thun —“ sprach er mit ernster Betonung.

Die Alte krümmte sich bei dieser Rede wie ein Wurm; sie war offenbar in seine Gewalt gegeben und konnte nicht wider ihn aufkommen. Sei es denn, sie hatte ihm aufrichtig mitgeteilt, was er zu wissen verlangte, dem kleinen Satansbuben aber, der ihm alles geplaudert hatte, wollte sie eine derbe Tracht Schläge aufsparen; dies schwur sie heimlich mit geballter Faust bei sich selbst.

Der Graf verließ mit kurzem, vornehmen Gruße das Haus; er war mit dem Erfolge seiner Mission zufrieden und wünschte sich Glück hierzu. Robert durfte nicht wieder in diese Räuberhöhle zurückkehren, so viel stund bei ihm fest. Sein Weg führte ihn von dieser Stunde an auf eine andere Bahn, und fröhlichen Herzens eilte der Edle nach Hause, um seinen kleinen Freund über alles Wissenswerte zu unterrichten.

Es war der Nachmittag des hochheiligen Weihnachtstages. In den meisten Familien überließ man sich einer gewissen behaglichen Ruhe, wie sie jede aufregende Freude im Gefolge hat. Denn auch diese macht müde, und wir leiden unter der Abspannung, wie ja jeder Genuß abstumpft, der anfänglich überwältigend wirkt.

Der alte Gutsherr von Föhrenheim saß in der Nähe des warmen Ofens, gemütlich seine Pfeife schmauchend und in der großen Hauspostille blätternd, aus der an Festtagen gewöhnlich in der frommen Familie laut vorgelesen wurde. Neben ihrem Gatten saß die treue Hausfrau im schmucken, blendendweißen Häubchen, das ein gar sanftes Mutterantlitz umrahmte. Noch war die Farbe der Wangen fast jugendlich frisch und rosig, und die Falten der Stirne störten keineswegs die Schönheit der Züge. Der Ausdruck derselben war so mild, die Augen hatten noch jenes

reine, tiefe Himmelsblau des Vergißmeinnichts, und ein so heiliger Friede lag über ihnen ausgebreitet, daß man sich unwiderstehlich dazu hingezogen fühlte. Was müßte dieses Leben erzählen können! So dachte man unwillkührlich, wenn man die ehrwürdige Matrone betrachtete. Wie viel mag sie schon gekämpft, gelitten und getragen haben als Frau und Mutter! — Der alte Herr mit dem schwarzen Samtkäppchen auf dem weißen Scheitel zeigte noch die rührige Lebendigkeit eines Jünglings in jeder seiner Bewegungen. Er konnte, das hatte man ihm rasch abgemerkt, in diesem Momente herzlich gut, und schon im nächsten wieder über alle Maßen heftig sein. Wie viele Sanftmut wird daher verbraucht worden sein von seite seiner Gattin, in all den langen Jahren ihrer Ehe, um jene köstliche Harmonie zu erhalten, die augenscheinlich zwischen beiden herrschte? Sie liebten sich herzlich, eines das andere, und lebten für einander in treuer, selbstloser Liebe. Man sah nicht leicht ein schöneres Paar, als diese beiden Alten.

Eine Tochter, des Vaters Ebenbild, mit dunklen, träumerischen Augen, schlank und elastisch gebaut, obschon nicht mehr in der Blüte ihres Daseins, trat eben jetzt ins Zimmer und vollendete, indem sie bei den Eltern Platz nahm, das traute, häusliche Familienbild. Sie trug verschiedenes Backwerk auf, und legte es auf dem Tisch zum Abendimbisse zurecht.

„Erwartest Du Gäste, mein Kind?“ frug der alte Herr, freundlichen Blickes die anmutige Tochter streifend; „Du trägst ja auf, daß sich die Tafel biegen möchte unter ihrer süßen Last!“

„Es ist der heilige Christtag, Väterchen,“ erwiderte die Gefragte, „und mir ist an diesem Tage immer doppelt liebevoll ums Herz. Ich dächte, Christkindlein sollte uns irgend einen lieben Gast schicken, der teil nähme an unserer Mahlzeit. Wie waren wir sonst immer so lustig an Weihnachten!“ Ein leiser Seufzer entrang sich Helenens Brust, und ein wehmütiger Blick

streifte die Mutter, die sich eine Thräne aus dem Auge wegwischte, und ernst vor sich hin sah. „Ja wohl, meine Tochter, da sie noch unter uns war, unser kleiner, goldner Sonnenstrahl."

— „Stille davon!" befahl der Vater, große Bewegung niederkämpfend; „wozu die alten Wunden aufreißen? Wozu Schmerzen berühren, die nie heilen?"

„Albert, sie war unser Kind, und ein gottgeschenktes, reichbegnadetes dazu! Wer immer sie sah, mußte sie lieb haben" — sprach die Mutter sanft und legte wie beschwichtigend die weiße Hand auf seine Schultern; „wenn ich immer denke, wie jener Elende sie mit ihren achtzehn jungen Jahren so schwer betrogen, sie so bald schon um jede Lebensfreude und ins frühe Grab gebracht hat, dann bricht mir fast das Herz vor Weh. —"

„Wie man sich bettet, Mutter, so liegt man," sprach der alte Herr mit finster zusammengezogenen Brauen, — es schien, als wolle er durch diese erzwungene Härte geflissentlich die Regung seines weichen, empfindsamen Herzens niederdrücken — „Julie hat es selbst nicht anders gewollt, so mußte sie Gottes Strafe tragen. Er wird ihr gnädig gewesen sein im Jenseits." —

Eine kleine Weile schwiegen alle drei, Helene weinte still vor sich hin. „Mein süßes, süßes Schwesterlein," schluchzte sie plötzlich laut auf im Ausbruche leidenschaftlichsten Schmerzes, o, wie habe ich sie geliebt! Warum mußte sie fort von uns? Warum? Heute will sie mir gar nicht aus dem Sinne kommen, es ist mir, als sei uns ihr verklärter Geist ganz besonders nahe; ach, könnten wir mit andern Augen sehen, als mit unsern irdischen verschleierten Blicken!"

Während dieses Selbstgespräches hatte die Lokomotive von der nahen Eisenbahnstation schrill und vernehmlich gepfiffen; ein eigentümlicher Luftzug bewegte die Gardinen; es war, als seien Geisterhände thätig im stillen Gemache. Alle ergriff eine weh-

mütige Stimmung, weich und milde; das teure Bild der Verstorbenen, das Helenens Schwesterliebe heraufbeschworen hatte, weilte mitten unter ihnen und schweigend hing jedes seinen Gedanken nach. Da ward die Hausglocke gezogen und bald pochte es lebhaft an der Thüre. Auf Herrn von Föhrenheims freundliches „Herein" traten zwei arme Kinder in das Zimmer. Der eine, ein allerliebstes Lockenköpfchen, mit schmalem, blassen Gesichtchen und wunderbar schönen, großen Augen, sein Gefährte, offenbar aus gröberem Stoffe gehauen, um eine Kopflänge größer, beide in zerrissenen Kittelchen und abgetragenem Schuhwerke; denn eben so wollte der Graf die Knaben hierher schicken und in ihrem ganzen erbarmenswerten Elende vorführen.

Der kleinere Knabe hielt ein Päckchen sorgfältig gegen seine Brust gedrückt, Wilhelm aber näherte sich auf des Gutsherrn Frage: „Wer seid ihr, Jungens, und was wollt ihr von mir?" mit höflicher Verbeugung und begann zu sprechen: „Ich bin der Zeitungswili, und der da ist der kleine Rob von der alten Sally — er ist Euer Enkel und der Graf S. hat mir hier diesen Brief für Euch mitgegeben, damit Ihr es ganz gewiß glaubt."

Bei dem Worte „Enkel" war Helene aufgesprungen und hatte den kleinen Robert an sich gerissen; ja, er war ihrer Julie treues, lebendiges Abbild, ihre Haare, ihre Augen, ihr Mund, ihr ganzes liebes Gesichtchen Zug für Zug. Die Stimme der Natur redete so mächtig, daß sie einen Zweifel gar nicht aufkommen ließ. Ihr Vater hatte indes mit mehr Überlegung als sie den Brief überflogen; er trug Juliens wohlbekannte Handschrift und die Spuren ihrer heißen Thränen, die sie wohl während des Schreibens vergossen. Ein Zittern ging durch die hohe Gestalt des ehrwürdigen, alten Mannes, er ließ das Papier auf den Tisch niedergleiten und streckte beide Hände nach Robert aus. Dasselbe that die Mutter, die mit schreckensbleichen Wangen

und dem Ausdrucke höchster Spannung die Vorgänge der letzten Minuten beobachtet hatte. Robert war ein weiches, feinfühliges Kind, er hatte sich schon während der ganzen Reise so sehr auf die neuen Verwandten gefreut, und sich nur, weil Wilhelm ihm so zu thun befohlen hatte, bisher ganz ruhig verhalten; da er aber bemerkte, wie ihm die Herzen entgegenschlugen, wie der freundliche alte Herr und auch die beiden lieben Damen ihn zu umarmen verlangten, lief er mit ausgebreiteten Ärmchen auf Herrn von Föhrenheim zu, umschlang seinen Hals und sagte: „Bist Du wirklich mein Großpapa?“ Weinend drückte jener das reizende Kind an seine Brust, und schob es dann ohne ein Wort zu sprechen in stummer Bewegung der treuen Gattin zu, die ihr wunderbar geschenktes Enkelchen mit zärtlichen Küssen überhäufte. „Deine Mutter schickt uns durch Dich ihre letzten Grüße,“ sagte endlich der Gutsherr, nachdem er seiner ersten Rührung Meister geworden war, „sie bittet uns, Dich in unsere Familie aufzunehmen. Willst Du bei uns bleiben, mein Sohn?“

„O ja,“ entgegnete Robert rasch und innig, und fügte dann schüchtern bei: „Und der Wili auch?“

Es zeugte von dem dankbaren, guten Gemüte des Knaben, daß er jetzt in seinem neuen Glücke des armen Freundes nicht vergaß.

„Ja Robi, wenn der Wili brav sein und arbeiten will, und keine Eltern hat, die seiner bedürfen, so soll er bei uns bleiben, ich werde für ihn wohl Arbeit finden.“

Freudig dankend sprang der Junge herbei und küßte dem alten Herrn die Hand.

Robert wanderte von Schoß zu Schoß, bald hatte sein liebebedürftiges Herzchen sattsam Nahrung gefunden nach allen Seiten

„Wie wunderbar fügt doch der liebe Gott unsere Schicksale!“ sprach die Großmutter, andächtig himmelwärts blickend, „wie

konnte es nur gerade so kommen, daß Du den Weg zu uns fandest, mein Kind?"

Robert gedachte erst jetzt wieder seines Bildes, des einzigen Schatzes, den er mit hergebracht in die neue Heimat; er holte das Bild aus seinem Verstecke hervor und zeigte es der Familie. „Das ist der liebe Kinderfreund, Großpapa, kennst Du Ihn? — Meinst Du nicht, Er hat mich hierher geführt zu Dir?" —

Das kindliche Wort hatte wahr gesprochen; eine seltsame Verkettung von Mitleid und barmherziger Liebe hatte alles zum schönen, glücklichen Abschlusse gebracht. Das Bild blieb ein Schatz der Familie Föhrenheim, und alljährlich am Weihnachtsabende gedachte Robert mit dankbarer Rührung jenes Augenblickes, als er frierend vor dem hellerleuchteten Verkaufsladen gekniet, das liebliche Bild bewundert und jenen edelmütigen Wohlthäter gefunden hatte, der die erste Ursache zu seinem jetzigen Glücke geworden war.

Goldlöckchen.

Ein Märchen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, Frida genannt, man hieß es aber Goldlöckchen, wegen seiner schönen, lockigen Haare, die im Sonnenschein glänzten und schimmerten wie eitel Gold und jedermann entzückten, der sie sah. Goldlöckchen selbst aber wußte nichts von seiner Schönheit. Es war erst sechs Jahr alt und spielte entweder in der Stube mit Murre, einer schwarzen Katze oder draußen im Walde mit Vöglein und Blumen. Goldlöckchens Vater war ein armer Holzhauer, der jahraus, jahrein die großen Bäume fällen mußte für den reichen, dicken Sägmüller. Auf der Sägmühle wurden die Holzstämme zu Brettern verarbeitet und dann auf großen Wagen oder Schlitten in die Stadt gefahren.

Die Mutter hatte stets beide Hände voll Arbeit; sie war ein sanftes, sinniges Wesen, das recht gut mit der Nadel umzugehen wußte und für die Frauen und Mädchen der Nachbarortschaften nähte. Inmitten dieser Beschäftigung verspürte man keine Langweile und Tag auf Tag zog ruhig vorüber. Einmal aber kam doch eine Zeit, wo alle Zufriedenheit von den fleißigen Leuten gewichen schien.

Der Vater hatte sich nämlich mit dem Beil ins Bein gehackt und lag infolge dessen schon seit Wochen unthätig auf der Ofen-

bank, zudem wollte ein böser Zufall, daß Magdalena sein Weib, vergeblich nach Arbeit gesucht hatte, und schon wiederholte Male auf die Zukunft vertröstet worden war.

Eines Tages saß sie nun, den Kopf in die Hand gestützt und seufzte.

„Mutterle, bist Du traurig?“ fragte Goldlöckchen, das soeben mit Murre spielte und sie wie eine Wickelpuppe im Arm trug und einzuschläfern versuchte.

„Ja mein Kind, ich bin recht betrübt,“ war die Antwort, „der Vater soll kräftigen Wein bekommen und gute Nahrung, damit seine Wunde besser heile, wenn ich aber keine Näharbeit bekomme, kann ich nichts verdienen, ohne Geld kann ich nichts kaufen und unsern lieben Patienten keine Erleichterung verschaffen.“

„Mutterle,“ rief Frida lustig und schaute mit den großen, kornblumenblauen Augen zutraulich zu der bekümmerten Frau empor, „ich will Dir Arbeit suchen.“

„Du, mein Schatz?“ ungläubig schüttelte Frau Magdalena das Haupt.

„Oder sonst eine Hilfe,“ tröstete die Kleine, „ich gehe in den Wald und suche die Fee Sylva mit dem silbernen Kleide und den schimmernden Perlen auf dem schneeweißen Halse, die muß helfen.“

„O Du kleine Einfalt Du!“ lächelte die Frau wehmütig, „da magst Du wohl vergeblich suchen.“

„Gibt’s denn keine Fee Sylva?“ fragte Goldlöckchen ganz betroffen bei dieser Rede der Mutter. „Du hast mir’s ja selbst oft gesagt.“

„Jawohl, mein Kind, jawohl,“ beschwichtigte Magdalena ihres Töchterchens Zweifel, „Du bist dazu ein Glückskind, ein zweifaches sogar, denn Du hast in der Ostersonntagnacht Dein Geburtsfest. Vielleicht kannst Du erreichen, was Dein Vater und ich nicht vermögen und Du gründest unser Glück.“

„Ja ja, das will ich!“ rief Frida hochentzückt, „und zwar heute noch, sogleich! — Ade, Mutter! Schläft der Vater?“ verstohlen blickte sie nach dem schlummernden Manne auf der Ofenbank, hing ihr Körbchen, das die Mutter mit einem Weißbrot und etlichen gedörrten Pflaumen gefüllt hatte, an den Arm, küßte Frau Magdalena zärtlich, ließ sich von ihr den heiligen Segen geben und trippelte leise und vorsichtig zur Thür.

„Entferne Dich nicht zu weit vom Hause, hörst Du, Goldchen?“ empfahl die Mutter, „und komm, sobald Du unsere Uhr hier fünfmal Kuckuck rufen hörst, wieder zurück.“

Goldlöckchen versprach alles und hüpfte leichtfüßig über die Thürschwelle hinaus in den Wald, der ihr so lieb, so teuer war. Die Mutter aber ging sinnend in die Stube zurück und setzte sich nach einer Weile an das Spinnrad.

„Wie, wenn Frida, unsre Tochter wirklich der Waldfee begegnete? Schon meine Urahne hat mir erzählt, daß sie zuweilen gute Kinder beglückt und — wenn's auch so käme?“ Sie verlor sich förmlich in all' diese sonnigen, wonnigen Träume.

Indes erwachte der Vater von seinem Schlummer. Er vermißte das Kind, das vorher noch in der Stube gespielt hatte.

„Wo ist Frida?“

„In den Wald gegangen; sie holt Dir ein Sträußlein aus Frühlingsblumen.“

„Hättest sie nicht sollen so ganz allein hinauslaufen lassen, Mutter,“ entgegnete der Holzmacher nicht ohne Befangenheit, „freilich, wenn sie mit mir zur Arbeit geht, und dann vier- und fünfmal den nämlichen Weg zurücklegt, wie Kinder und junge Hündchen zu thun pflegen, ist's was anderes, aber so ganz unbewacht, das kleine Geschöpf!“ Er schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ihr Schutzengel wird sie behüten, Vater. Überdies ist die Kleine mit sechs Jahren klüger, als viele in dem doppelten Alter

es sind, sie kennt die Waldwege und fürchtet sich nicht." So suchte Magdalena ihn zu trösten, aber es war ihr selbst nicht mehr ganz wohl bei der Geschichte.

„Goldlöckchen hat allerlei verworrnes Zeug im Kopfe," warf der Vater wieder ein, „von Feen und Geistern, mit denen Du sie so gerne an langen Winterabenden unterhältst; das könnte ihr gefährlich werden."

„Nein, nein lieber Klaus, sei ohne Sorge. Um diese Zeit sieht man fast keine Seele im Walde, und wer die Kleine sieht, erkennt sie. Gewiß kommt sie vergnügt wieder zu uns nach Hause."

„Gott gebe es!" seufzte ihr Mann, und sein Weib setzte das Spinnrad lebhafter in Bewegung.

Indes lief die Kleine nach dem Walde. Er war ihr ordentlich eine zweite Heimat; sie kannte alle Büsche und Bäume, alle Wege und Stege in der näheren Umgebung ihres Wohnhauses. Blumen und Vögelein waren ihre guten Freunde und sie plauderten oft stundenlang zusammen.

Aber heute war sie traurig. Sie liebte ihren Vater zärtlich und der Gedanke, daß er unverschuldet verarmen und noch dazu Schmerzen aushalten mußte, überstieg ihr kindliches Verständnis. Warum ging es denn dem häßlichen Sägmüller so gut? Der aß und trank das Allerbeste und fuhr mit zwei schmucken Pferden spazieren. Bei ihnen gab es tagaus, tagein nichts als nur Wassersuppe und Kartoffel und gar nie etwas Besseres. Soweit reichte die Überlegung des klugen Kindes immerhin, daß es den Unterschied begriff, zwischen arm und reich, zwischen Überfluß und Entbehrung, und diese Entbehrung machte ihren Vater krank und ihre Mutter so traurig.

Frida kniete jetzt ins weiche Waldmoos nieder, hob die Händchen zum Gebete empor und bat: „Lieber Gott, schick' doch eine

Hilfe für den armen, kranken Vater, und Arbeit für meine Mutter, und laß die Wunde an seinem Fuße heilen.“ Nach dieser kurzen, innigen Andacht erhob sie sich wieder und sah um sich. Wenn jetzt die Fee Sylva käme? Aber nichts ließ sich erblicken weit und breit. Nur viele liebliche Blumen wiegten sich auf den zarten Stielen hin und wieder, und Schmetterlinge gaukelten über den Blütenkelchen wie fliegende Blumen, der Windhauch säuselte durch die Blätter, als wollte er sie küssen und liebkosen, und leise, süße Stimmchen drangen an Goldlöckchens Ohr.

Das Lied der Waldblumen lautete also:

Kling, kling, bim, bam,
Wir läuten, wir läuten,
Was soll es bedeuten?
Wir rufen die Gäste
Zum fröhlichen Feste,
Kling, kling, bim, bam.

Wie zarte Schneeflöckchen
In blühweißen Röckchen,
Wie silberne Glöckchen
So stehen wir hier.
Wir läuten, wir läuten,
Was mag es bedeuten
Im Waldesrevier?
Kling, kling, bim, bam.

Windröslein, Waldhähnchen,
Ihr gelbweißen Fähnchen
Und Osterluzei
Herbei nur, herbei!
Komm, goldene Primel,
Sperr auf uns den Himmel,
Der Frühling ist nah.
Trala, Tralara!
Wir läuten und läuten,
Was mag es bedeuten?
Kling, kling, bim, bam!

So sangen die sanften, süßen Stimmchen und Goldlöckchen lauschte voll Entzücken.

Als sie jedoch geendet hatten, fragte sie beherzt: „Wißt ihr denn nicht, wo die schöne Waldfee wohnt mit dem silbergestickten Kleide und den schimmernden Perlen auf dem Halse?"

Da steckten bei des Kindes Frage die Blumen die Köpfe zusammen und lachten und kicherten, aber plötzlich schien sich des Waldes Dunkel zu lichten und auf einer rosenfarbenen Wolke von hellblauem Schein umflossen schwebte eine reizende Gestalt zur Erde herab. Gleich einem schimmernden Mantel umfloß sie das lange aufgelöste Goldhaar vom Haupte bis zu den Füßen. Ein silbernes Kleid umhüllte die duftige Gestalt und ein Kranz von blühenden Veilchen lag auf ihrem Scheitel. Auf dem blendend weißen Halse aber schimmerte eine Perlenschnur von wunderbarer Pracht. Von ihrem Schimmer geblendet, mußte das Kind die Händchen vor die Augen halten.

„Goldlöckchen, sei gegrüßt!" begann die Erscheinung, und mutig klang die Gegenfrage:

„Bist du die liebe Waldfee Sylva?"

„Ich bin es, was willst du von mir?"

„Schenk' uns recht viel Geld, daß wir nimmer arm sind."

„Thörichtes Kind," sprach die Fee, und schüttelte das blumenbekränzte Haupt. „Du mußt anderes begehren; Reichtum allein macht nicht glücklich."

„Laß den lieben Vater wieder gesund werden."

„Das klingt schon besser, doch höre, was ich dir sage: Bleib' fromm und gehorsam, sei genügsam und zufrieden, teile mit andern, die noch ärmer sind als du, gerne das wenige, was dir gehört —" und noch während sie diese Worte sprach, trug sie die Wolke höher und höher; weiße Nebelschleier sanken vom Firmamente nieder und verhüllten das liebliche Bild. — Gold-

löckchen stand allein bei der alten Eiche, wie zuvor. Hatte sie geträumt? hatte sie wirklich die Waldfee gesehen? Ach, sie hatte sich das so ganz anders gedacht. Geholfen hatte sie doch eigentlich gar nichts. Nichts versprochen und ihr nichts geschenkt. Aber ja, war denn die schöne Ermahnung nichts? Sie wollte sich dieselbe recht gut merken, und nie wieder vergessen. Wie heißt sie nur? Bleib' fromm und gehorsam, sei zufrieden und genügsam, teile mit andern, die noch ärmer sind als du, das wenige, was dir gehört.

„Goldlöckchen!“ eine schwache Stimme hatte gerufen, das Kind sah sich um. Oben an einem Aste der Eiche hing ein Vogelnest; das Weibchen brütete auf den Eiern, während das Männchen eben einen Wurm mit dem Schnabel teilte, als gelte es einen fetten Aal zurecht zurichten. Die hatten gewiß gerufen. Im Eichenstamme aber war eine Höhlung sichtbar und drinnen zappelte etwas Lebendiges. Ein schneeweißes Häschen winselte gar jämmerlich und als Frida es streicheln wollte, begann es ihr die Händchen zu lecken. „Du armes, armes Tier,“ jammerte die Kleine, „bist du denn krank, daß du so hilflos hier liegst und nicht davonspringst? O weh, nun seh' ich es, hast ja das Pfötchen gebrochen und müßtest hier im hohlen Baume verschmachten und verhungern, vielleicht auch einem Fuchs oder Raubvogel zum Opfer fallen. Ich nehm' dich mit nach Hause,“ und schnell entschlossen, legte sie den Findling in die Schürze und lief, so rasch sie die Füße trugen. Es ging aber heute nicht so leicht. Der Weg schien endlos lange und das Häschen war schwerer, als sie geglaubt hatte.

„Wirf's weg, wirf's weg,“ riefen ihr die Blumen zu, „nimm uns mit dir, wir duften und blühen und erfreuen dich.“ Aber Goldlöckchen hörte nicht auf ihren Ruf. Sie wollte fertigbringen, was sie sich vorgenommen hatte. Hätte sie aber fein aufgepaßt,

so würde sie wohl bemerkt haben, daß jene Stimmen nicht aus den Kelchen der unschuldigen Schneeglöckchen und Anemonen, der Primeln und Vergißmeinnichte kamen, sondern von den Giftkräutlein herrührten, die zwischen ihnen wuchsen.

Einmal hielt sie im Laufen inne, an einem schattigen Plätzchen, das sie gar gut kannte. Ihr Vater hatte da gesessen, als er das letztemal im Walde Holz schlug, da und dort ragte der Strunck eines frisch gefällten Baumes über dem Moose hervor; ein anderer, bereits mit Epheu bewachsen, trug köstlichen Waldschmuck aus Flechten und bunten Blümlein zur Schau. Dicht daneben rieselte ein Quell und hier ließ sich Goldlöckchen nieder, faßte Wasser in die hohle Hand und ließ das Häslein trinken. Dann nahm sie das Weißbrot aus dem Körbchen und reichte es dem Tiere, flugs war es aufgezehrt bis zum letzten Reste, ehe sie sich's versah. Ein Rotbrüstchen und etliche Goldammern pickten die Krumen auf, die übrig blieben.

„So, nun bist du erquickt, mein Liebling," schwatzte das Kind gutmütig, „nun marschieren wir wieder weiter."

„Kuck, Kuck," klang es fünfmal nacheinander laut und deutlich.

„Ach da sind wir ja schon! Grüß Gott, Mutterle! Grüß Gott, Vater! Bin ich nicht pünktlich gewesen?" Mit diesen Worten trat sie in die Stube.

Murre, die schwarze Katze, sprang an ihr hinauf und schnupperte an der Schürze. „Still, still, du dickköpfige Murre," drohte Goldlöckchen, „willst du gleich verträglich sein."

„Was trägst Du da in der Schürze?" fragte Frau Magdalena neugierig.

„Sie hat gewiß die Waldfee gesehen und schleppt uns Gold nach Hause," scherzte Klaus.

„O Vater," rief Goldlöckchen und eine tiefe Wehmut überflog

ihr unschuldiges Gesichtchen, „ich hab die schöne Fee wirklich gesehen, aber gar nichts von ihr bekommen.“

„Unsinn, Kind,“ erwiderte der Holzmacher und rieb sein krankes Bein, Mutter Magdalena aber fragte: „Du hast also das Glück im Walde nicht gefunden, mein liebes Sonntagskind und ach, wir hätten's so nötig gehabt!“ Seufzend wischte sie eine Thräne aus dem Auge. Sie wollte das junge Herz ihres Kindes nicht noch schwerer machen und verschwieg daher, daß der Hauseigentümer dagewesen sei und daß sie von hier fortziehen müßten, wenn sie in acht Tagen den Zins nicht bezahlt hätten. Woher aber das Geld nehmen? Sie hatten ja kaum das allernötigste, um Brot zu beschaffen und Feuer zu schüren und der arme Vater mußte trotz seiner Schmerzen hungern und frieren. Während nun die Mutter diesen traurigen Gedanken nachhing, hatte Goldlöckchen die Schürze zurückgeschlagen und das weiße Häschen gezeigt.

„Aber Frida was bringst Du denn?“ riefen beide Eltern wie aus einem Munde; „ein Tier, das Futter verlangt, ist jetzt bei uns recht überflüssig; wir haben ja selbst kaum genug, um satt zu werden. Wie kommst Du zu solchem Spielzeug?“

„O das ist kein Spielzeug,“ entgegnete das Kind traurig. „Das ist ein armes, krankes Häschen mit gebrochner Pfote, das im Walde draußen sicherlich zu Grunde gegangen wäre, wenn ich es nicht gefunden und mitgenommen hätte. Du wirst ihm sein Füßchen verbinden, lieber Vater, ja? O gewiß, bist ja so gut gegen alle Tiere und wenn's wieder gesund ist, dann —“ Goldlöckchen schluckte tapfer die Thränen hinab, die bei dem Gedanken an eine Trennung unwillkürlich in ihre Augen stiegen — „dann lassen wir's in Gottes Namen wieder laufen.“

„Du teilst Deine Mahlzeiten bereits mit Murre,“ tadelte die Mutter, „wovon soll denn dies Schneeweißchen hier gefüttert werden?“

„O ich teile noch einmal," rief Goldlöckchen hochherzig aus, „erlaubt nur, liebe Eltern, daß ich es behalte, bis sein Pfötchen wieder heil ist."

Das Häschen hatte sich inzwischen auf der Ofenbank, wo Klaus ausgestreckt lag, dicht an seine Seite geschmiegt, was diesen nicht wenig wunderte; denn meist sind die Waldtiere scheu und furchtsam, insbesondere die Hasen.

Die Mutter hatte es Schneeweißchen genannt und dieser Name blieb ihm. Das Tier schien sich hier ganz zu Hause zu fühlen. Es ließ sich sein gebrochenes Bein vom Holzmacher verbinden, blieb ruhig neben ihm liegen und duldete jede Liebkosung. Goldlöckchen war überglücklich mit ihrem Hasen, sie teilte ihre Mahlzeiten mit ihm und Murre und stellte sein Schlafkörbchen nachts neben ihr Bett. Murre allein schien höchst aufgebracht über den Eindringling. Es war wirklich gut, daß Frida ihr Schneeweißchen so ängstlich beschützte, die tückische Katze hätte das Häschen leicht anfallen und übel zurichten können.

Einmal aber kam sie ihm doch heimlich nahe und riß und rupfte das arme Tier so heftig am Balg, daß die weißen Haare reichlich in der Stube herumflogen. Magdalena bückte sich, um sie aufzuheben und in den Ofen zu werfen, aber sie verbrannten nicht, sondern sie lagen silberglänzend in der Asche. Verwundernd nahm sie die Frau wieder heraus und barg sie in einer Schublade.

So waren fünf Tage vergangen. Alle Morgen hatte Klaus Schneeweißchens Bein verbunden und das gebrochene Glied schien fast geheilt, denn schon begann das Tier in der Stube herumzulaufen.

„Merkwürdig bleibt die Geschichte," sprach Vater Klaus zu seiner Frau, „bin doch in unsrem Walde wie daheim und habe noch nie einen Hasen von weißer Farbe und so selten schönem

Bau gesehen. Ist's nicht als ob er zu einem reden wollte? Wahrhaftig, ich meine oft, er möchte mir was sagen."

Magdalena nickte zustimmend. „Ja, ja, es wollte auch mir schon auffällig sein, ein so vornehmes Tier und in unserem Walde!"

Niemand sprach mehr davon, den Hasen wegzuschicken und niemand war glücklicher darüber als Goldlöckchen. Sie trug jetzt ihr Schneeweißchen hinaus ins Freie, setzte sich mit ihm in den Sonnenschein und wiegte es in ihrem Schoße hin und wieder.

„Du schönes Tierchen," sprach sie liebkosend zu ihm, „wie froh bin ich doch, daß ich dich fand und zum Vater brachte; du wärst jetzt gewiß längst schon tot!" Und das kleine Mädchen seufzte bei diesem Gedanken; aber auch der Brust Schneeweißchens entstieg ein Seufzer und zwei dicke Thränen kugelten ihm aus den goldschimmernden Äuglein, als ob es weinen wollte.

Einmal wagte sich Goldlöckchen ein bischen weiter hinein in den Wald; ihren Hasen führte sie an einem himmelblauen Bande, das ihr die Mutter geschenkt hatte, damit er ja nicht davonspringe, oder von irgend einer Gefahr bedroht würde. Während sie nun Blumen pflückte, und zu einem Strauße zusammenfügte, schnupperte und schmauste Schneeweißchen an den zarten Grasspitzen und würzigen Kräutlein herum, riß Osterluzei und Hasenklee, die eben aufzusprießen begannen, aus der Erde, und warf sie seiner jungen Freundin in den Schoß. Wie seltsam!

„Soll ich diese Pflanzen mitnehmen, Weißi?" fragte Frida lächelnd, und Schneeweiß that statt einer Antwort einen Luftsprung so hoch und künstlerisch, daß sie von der Heilung des Pfötchens völlig überzeugt war.

Beide kamen munter nach Hause. Goldlöckchens Waldblumenstrauß stellte die Mutter in ein Wasserglas und wollte eben die anderen Pflanzen als nutzlos in den Ofen werfen, als sie Häschens Pfote auf ihren Arm fühlte und zugleich den flehentlichen Aus-

druck in seinen klaren Augen bemerkte, so daß sie bedenklich inne hielt und die Pflanzen vorerst noch zu schonen beschloß.

In der folgenden Nacht träumte ihre Tochter, sie sei zu Bette gelegen und Schneeweißchens Körbchen stünde wie immer dicht neben ihr; mit einemmale sei es ganz licht geworden im kleinen Stübchen, und als sie ängstlich nach dem Häschen geguckt, sei der Korb leer gewesen, Schneeweiß aber, in eine rosige Wolke eingehüllt, mit einem blitzenden Sternlein gerade auf dem Kopfe über den Augen stünde vor ihr und reichte ihr in der einen Pfote dieselben Pflänzchen hin, die sie heute zusammen ausgerissen hatten.

„Gib sie Deinem Vater," begann Goldlöckleins Liebling zu reden, „auf seine Wunde gelegt, wird sie alsbald heilen."

Und noch ehe die Kleine ein Dankeswort fand, zerstob das schöne Bild und sie erwachte.

Gleich lief sie, dem Vater den merkwürdigen Traum zu erzählen, und Klaus schien keineswegs abgeneigt, einen Versuch mit den Pflanzen zu machen.

Sie lagen aber in der That nicht eine Minute lang auf der Wunde, als jeder Schmerz in derselben sich verlor und augenblickliche Erleichterung eintrat.

„Wenn das Mittel wirklich so anschlüge," sagte er vergnügt, „dann dürften wir uns glücklich preisen, daß wir uns des armen Tieres angenommen haben. Meinst Du nicht auch, liebe Mutter? Ich hoffe jetzt zuversichtlich, daß ich bald wieder an die Arbeit gehen kann."

Mit dieser Aussicht fiel allerdings eine schwere Last von seinem Herzen, aber das härteste stand noch vor der Thüre, der unbarmherzige Hausherr nämlich; in zwei Tagen waren sie heimatlos!

Frau Magdalena hatte wiederholt um Arbeit nachgesucht,

war aber leider vertröstet worden auf die nächste Zeit. Das Brot ging zu Ende, es fehlte an Geld, um neues zu holen und auf Borg wollte der Bäcker nichts geben. Die Wangen der armen Frau wurden schmaler und blasser von Tag zu Tag; Klaus sah den Kummer seines Weibes und verstand ihn nur allzuwohl; ein wirklicher Trost blieb es für beide, daß ihr Töchterlein trotz der mageren Kost, die es überdies noch mit Katze und Häschen teilte wie ein junges Maienröslein blühte.

So rückte der gefürchtete Tag heran. Goldlöckchen sah die verweinten Augen der Mutter und betete recht aus kindlich frommen Herzen zu Gott. In dieser letzten Nacht schloß Frau Magdalena kein Auge; immer wieder mußte sie sich fragen: Wo werden wir am Morgen sein, mein Mann und ich und unser armes Kind? Schweigend setzte sie zur Frühstückszeit die Wassersuppe auf den Tisch, das letzte Brot war hiezu aufgeschnitten worden, aber weder sie selbst noch Klaus hatten Lust irgend etwas zu genießen. Da kam Goldlöckchen weinend zur Thüre herein gestürzt: „Schneeweißchen ist fort!“ rief sie betrübt, „ich locke und suche und finde nirgends eine Spur, wohin es gekommen ist. Mein liebes, liebes Häschen. Hat ihm Murre etwas zuleide gethan? Mutter, mein armes Schneeweißchen!“

Die Mutter suchte ihren Liebling zu trösten, so gut sie es vermochte. Wie leicht schien dieser Kummer gegen ihren eigenen! Und doch beklagte sie es herzlich, daß das Tierchen verschwunden und ihr armes Kind um seine letzte, unschuldige Freude gekommen war. Da erschien Murri's schwarze Gestalt auf der Thürschwelle; die Katze spielte mit etwas und rollte es lebhaft vor sich her. Eine rotfarbige Kugel war's, und nicht ohne Widersetzlichkeit und Fauchen ließ sie sich das Spielzeug abnehmen. „Ei, seht doch ein Osterei!“ rief Frau Magdalena verwundert aus, „wo mag es die Katze gefunden haben?“

„Murri, Murri, bist du zum Dieb geworden?“ drohte das kleine Mädchen, das vor Freude über den merkwürdigen Fund einen Augenblick seines Leides vergaß. Über solchen Vorwurf tief gekränkt, verließ Murri mit gekrümmten Rücken die Stube. Der Vater hatte indessen das durch das Rollen beschädigte Ei entzwei geschnitten und einen lauten Aufschrei nicht unterdrücken können, als ihm ein blankes Goldstück daraus entgegenkollerte. Nicht weniger verwundert als er selbst, war seine Frau. Und eben kam Goldlöckchen, die wiederholt nach Schneeweiß gesucht hatte, jubelnd zu den Eltern zurück. Sie trug das Körbchen, in dem der Hase bisher geschlafen hatte, und hatte es vollgefüllt gefunden mit bunten und weißen Eiern. Die weißen Eier trugen alle die Aufschrift:

Brich' mich entzwei,
Die Not ist vorbei.

Sie versuchten es denn wirklich, einmal, zweimal, und in jedem fand sich ein Goldstück vor. Die armen Leute waren starr vor Freude. Wollte wirklich das Glück noch einmal bei ihnen einkehren? Sollten sie ihrer bitteren Not entrissen werden? — Mit all' diesem Golde konnten sie ja nicht nur die Miete bezahlen, sondern das Häuschen selbst kaufen, und höher stieg ihr sehnlichstes Verlangen nicht.

Plötzlich aber schob Klaus die funkelnden Goldstücke von sich weg. „Fort mit euch, ihr Versucher!“ sprach er mit bebender Stimme. „Wir haben kein Recht auf so viel Gold und wissen nicht, woher es kommt. Es soll uns nicht das einzige rauben, was bisher unser höchstes Gut gewesen ist: unsern ehrlichen Namen und unser gutes Gewissen. Wir wollen arbeiten nach wie vor, und mit unsrer Armut zufrieden sein, dann wird uns Gott nicht verlassen. — Aber dies Geld hier — er konnte nicht vollenden.... die kleinen Wände des Stübchens wichen krachend auseinander,

der Raum verwandelte sich in einen blumengeschmückten Tempel, und, von rosigen Wolken umgeben, sahen die Erstaunten eine vornehme Dame vor sich. Sie trug ein silbergesticktes Kleid, das ein Gürtel aus funkelndem Geschmeide zusammenhielt, und einen goldnen Stab in ihrer Rechten. Ein Kranz von Veilchen lag auf ihren Haaren, auf dem schneeweißen Halse schimmerte eine Schnur wundervoller Perlen und über der Stirne zitterte in buntfarbigem Feuerglanze des Diamants ein Stern.

„Die Waldfee,“ rief Goldlöckchen jubelnd aus, und fiel vor der hoheitsvollen Frau auf die Knie.

„Du kennst mich noch, mein liebes Pathenkind,“ sprach die Fremde gütig, „so wisse denn, daß ich an Deiner Wiege stehen durfte, als Du in jener Ostersonntagnacht ins Leben tratest. Du bist ein Liebling der Feen und als solcher ein Glückskind, aber alles würde Dir nichts helfen, wärest Du nicht fromm und gut. Schon oftmals gab ich den Weltkindern Gelegenheit wohlzuthun und dadurch sich selbst zu beglücken, aber sie gingen acht- und herzlos daran vorbei; Du aber trugst das kranke Häschen heim, pflegtest es mitleidig, Dein Vater heilte ihm das Bein und Euer letztes Stücklein Brot habt Ihr mit ihm geteilt. Nehmt jetzt den Lohn, den Euch die Waldfee gibt, ihr guten Leute mit frohem Herzen an. Bezahlt damit, was Ihr dem harten Manne schuldet und wohnet hier zufrieden für den Rest Eures Lebens! Nicht Gold und Reichtum macht glücklich, sondern Genügsamkeit, Arbeit und ein gutes Gewissen. Der liebe Gott hat Dein Gebet im Walde vernommen, Goldlöckchen, und mich zu Deiner Hilfe geschickt. Einem guten Kinde kann's ja nie auf die Dauer schlecht ergehen. Dein kleiner Gespiele ist nun allerdings fort, wisse denn, er war ein Osterhase und muß jetzt Tausende von braven Kindern beschenken und beglücken. Aber solange Du artig bleibst, wird er Dich alljährlich im Frühlinge wieder besuchen. Und nun

lebt wohl, Ihr guten, lieben Menschen," sagte die Fee und berührte mit ihrem goldenen Stabe den kranken Fuß des armen Klaus. War schon von Schneeweißchens Kräutlein der Schmerz gewichen, so heilte jetzt die Wunde ganz und gar und die alte Kraft kehrte wieder in das Bein zurück.

Die drei Glücklichen wußten ihren Dank nicht in Worte zu kleiden. Es war zu viel gewesen, für ihr einfaches Verständnis, und als die Fee verschwunden war und sie die alten Wände ihres engen Stübchens umschlossen, da glaubten sie fast an einen schönen Traum. Nur Vaters gesunder Fuß, das Körbchen mit den Ostereiern und die Goldstücke lieferten den Beweis für die Wirklichkeit dessen, was ihnen begegnet war. Der kostbare Inhalt der Eier bezahlte ihren Zins und überhob sie jeder Not. In einem wunderschönen, himmelblauen Ei fand Goldlöckchen allerlei niedliches Spielzeug; und noch eins: die Hasenhaare, die Frau Magdalena in der Schublade aufgehoben hatte, waren verschwunden, dagegen lagen eine Menge Silbermünzen aufgehäuft an ihrer Stelle und sie hatte sich damals nicht getäuscht, als sie Silberglanz zu bemerken meinte. Das war noch ein Extragruß Schneeweißchens an die kleine Freundin. Andern Tags ging der Vater wieder zur Arbeit. Auch die Mutter fand bald reichlich Bestellung und Arbeit. Goldlöckchen half beiden Eltern wie und wo sie konnte und teilte ihre kindliche Liebe redlich zwischen ihnen. Oft saß sie nachmals bei der hohlen Eiche, wo sie ihr liebes Häslein gefunden und das Lied der Waldblümlein gehört hatte. Oft warf sie die Brotkrumen für die Rotbrüstchen und Goldammern hin und freute sich der jungen Brut im Neste. Sylva, die Waldfee, aber hat sie nie wieder gesehen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Gesammelte Jugend- und Volksschriften Erzählungen

Bd.: 4

[1897]